

nunu

Barbara Tóth unterwegs mit Eva Menasse • Was ist von
Obamas zweiter Amtszeit zu erwarten? • Das Beste aus 50
NU Ausgaben: Rückschau und Highlights • Wiener Juden
erzählen von Munkács • Rebecca Walker im Interview

Ausgabe Nr. 50 (4/2012)

Kislev/Tewet 5773

€ 3,-

www.nunu.at



Hedy Lamarr

„Lady Bluetooth“ und die „schönste
Frau der Welt“ – Ihr Leben, ihre Lieben
und ihre Erfindungen



Unbeugsamkeit.

Oder mit anderen Worten:
Schön, dass DER STANDARD eine Tageszeitung ist,
die in ihrer Haltung stets aufrecht bleibt.



3 Wochen gratis lesen: derStandard.at/3wochengratis oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leserinnen

Jude sein in Österreich 2012

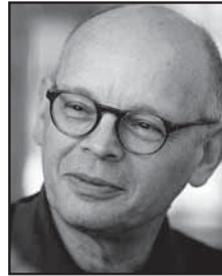


FOTO ©: RICAUD

VON PETER MENASSE

Wenn wir Juden den Blick weg von der Vergangenheit in Richtung Zukunft wenden, streift er notwendigerweise die Gegenwart. Und bleibt auf unangenehme Weise dort hängen.

Erstmals erreichen Raketen der Hamas Tel Aviv. Sie fallen ins Meer. Wenige hundert Meter entfernt stehen die großen internationalen Hotels. Angriffsziel der Hamas sind Menschen aus aller Welt, besser hätten sie es nicht zeigen können.

Der Nachrichtensprecher des österreichischen Staatsfernsehens eröffnet einen Bericht über die kriegerischen Handlungen mit der Frage, ob der Konflikt dem Umstand geschuldet sei, dass Benjamin Netanjahu sich der Wiederwahl stellen muss und daher seine Stärke demonstrieren will. Höret Leute, es ist Israel, immer Israel, nur Israel.

Am nächsten Tag klingt das beim Zweiten Deutschen Fernsehen ganz anders. Hier analysiert der Nahost-Experte des Senders, dass die Kampfhandlungen mit dem Raketenbeschuss der Hamas auf Israel begonnen haben. Die Hamas, so der Sprecher, wolle davon ablenken, dass sie wirtschaftlich so gar nichts auf die Reihe bekomme.

Zwei Moderatoren, zwei Interpretationen, zwei politische Welten.

Dem Sprecher des ORF sei von dieser Stelle aus bescheinigt, dass er sich gut im Mainstream der radikalen Linken eingebettet hat. In einem Aufruf der „Revolutionär-Kommunistischen Organisation zur Befreiung“ heißt es: „Die israelische Regierung unter Benjamin Netanjahu ist zwei Monate vor den Wahlen offenkundig fest entschlossen, um jeden Preis als ‚stark‘ zu erscheinen und dabei den Tod zahlreicher Menschen in Kauf zu nehmen.“ Fragt sich nur, wer da jetzt von wem abschreibt.

Der internationale Sekretär dieser kommunistischen Organisation, ein wegen Körperverletzung an einer Frau rechtskräftig verurteilter Mann, meint zum Konflikt nonchalant: „Wir hoffen, dass Israels Angriffskrieg in einer schweren Niederlage endet.“ Schön, wenn man, auf der Couch liegend, weit entfernt lebenden Menschen den Tod wünschen und sich dabei noch als mutiger Held des antifaschistischen Kampfes dünken kann.

So weit zum Konflikt im Nahen Osten, dessen Verlauf Ende November, wenn diese Zeilen entstehen, noch nicht absehbar ist. Weil jedoch ein Unglück selten allein kommt, wurde dieser Tage eine Umfrage der deutschen Friedrich-Ebert-Stiftung veröffentlicht, die nichts Gutes verheißt. Seit vielen Jahren weist die Stiftung anhand empirischer Befunde darauf hin, dass rechtsextremes Denken in Deutschland kein „Randproblem“, sondern eines der Mitte der Gesellschaft ist. Unter anderem belegen die Daten, dass mit leichten Schwankungen knapp zehn Prozent der Deutschen manifest antisemitisch eingestellt sind.

Die österreichische Bevölkerung kann sich hier endlich einmal auf Augenhöhe mit der deutschen messen. Maximilian Gottschlich konstatiert in seinem Buch *Die große Abneigung. Wie antisemitisch ist Österreich?* eine antisemitische Immunschwäche der österreichischen Gesellschaft. Zwölf Prozent der Österreicher seien der Meinung, es wäre besser, keine Juden im Land zu haben. 22 Prozent sagten, dass sie sich Politiker wünschten, die etwas gegen den jüdischen Einfluss tun, und 44 Prozent seien der Meinung, dass die Juden zu viel Einfluss in der Geschäftswelt hätten.

Und was wir aus manchen anderen europäischen Ländern über Antisemitismus lesen, klingt ähnlich beängstigend.

Wen mag es wundern, wenn wir Juden derzeit nicht wirklich besten Mutes sind. Israel wird erneut von gewissenlosen Gegnern bekämpft, die Zivilbevölkerung kann sich nirgends im Land sicher fühlen, unsere Verwandten und Freunde sind gefährdet.

Die linken „Antifa-Truppen“ jublieren darüber, dass jemand anderer für sie ihre Aggressionen auslebt. Das ist wie im Computerspiel, wo es darum geht möglichst viele Gegner abzuschießen oder in diesem Fall ins Meer zu werfen. Auf der anderen Seite haben wir unsere Feinde auf der Rechten, die wie ehemals ihre Großväter von einem dumpfen Antisemitismus beseelt sind, der keinerlei Reflexion zugänglich ist.

Aber halt! Es besteht doch noch Hoffnung. Wenn zehn bis zwanzig Prozent der Bevölkerung Antisemiten sind, so bleiben immerhin achtzig bis neunzig Prozent, die uns nicht diskriminieren oder beseitigen wollen. Dort müssen wir ansetzen, wenn wir nicht ganz trübsinnig werden wollen.

Der neue Präsident der Kultusgemeinde und mit ihm alle Kultusräte sind aufgerufen, Wege der Kooperation mit der – in Österreich meist schweigenden – Mehrheit einzugehen, um gemeinsam die Dumpfbacken von links und rechts in die Schranken zu weisen. Alleine werden wir nichts ausrichten, wir brauchen Partner.

Die Mehrheitsgesellschaft und hier vor allem ihre Politikerinnen und Politiker müssen wissen, dass Antisemitismus eine der Säulen antidemokratischen Verhaltens ist. Wenn die altbackenen Möchtegern-Revolutionäre der Linken und die verstaubten Faschisten der Rechten nicht den Gegenwind der gesamten Gesellschaft spüren, sind nicht nur wir Juden, sondern ist die gesamte Demokratie in Gefahr. Das zu vermitteln, in aller Ruhe und Besonnenheit, sollte zu einer der Kernaufgabe der neuen Führung der IKG werden.



UNS BESCHÄFTIGT

Peter Menasses neues Werk *Rede an uns*. Der langjährige NU-Chefredakteur hat ein knappes Büchlein mit etwas mehr als hundert Seiten vorgelegt, auf denen er pointiert und mit vielen Beispielen unterlegt für ein neues jüdisches Selbstverständnis plädiert. Menasse sieht drei Phasen im Umgang mit der Shoa. Zuerst wurde geschwiegen, dann wurde – zu Recht – über das Leiden der Opfer und die Schuld der Täter gesprochen. Für die dritte Generation sei es nun höchst an der Zeit, ihr Jüdischsein neu zu fassen. Weg von der jahrzehntelang eingeübten Opferrolle und der damit einhergehenden Erinnerungskultur, hin zur Definition eines Volkes des Lernens, Studierens, der Kultur und des Wissens. Einiges an Kritik müssen die Repräsentanten der Kultusgemeinde von Menasse einstecken, weil sie viel zu oft reflexartig auf die Opferkarte setzen würden. Geschickt nähert sich Menasse auch schwierigen Fragen wie „Darf man Israel kritisieren?“ oder dem Umgang mit dem Antisemitismusvorwurf. Er hält fest, das es gestattet sein muss, einen dummen Juden als dumm, einen jüdischen Gauner als solchen zu bezeichnen. Und das ist nur eine von vielen klugen

Überlegungen, die in Zukunft aus diesem Büchlein wohl immer wieder zitiert werden. (Peter Menasse, *Rede an uns*, edition a)



UNS EMPÖRT

Dass der BZÖ-Politiker Ewald Stadler in der ZiB 2, ohne hinterfragt zu werden, dreimal den Namen Frank Stronachs zu Franz Stroschack mutierte. In einem Gespräch, das Lou Lorenz-Dittlbacher leitete, stritt der Rechtsaußen der österreichischen EU-Parlamentarier mit Robert Lugar, der vom BZÖ in die neue Partei des Milliardärs gewechselt war. Die Orangen mussten bekanntlich den Abgang mehrerer Mandatare hinnehmen und fürchten jetzt, bei der nächsten Wahl ganz aus dem Hohen Haus zu fliegen. Entsprechend hart war der Ton gegen den Hauptgegner. Stadler sprach gleich zu Beginn von „Frank Stronach, vormals Franz Stroschack“ und wiederholte das später noch zweimal. Was er damit andeuten

wollte, ist jedem klar, der das ideologische Umfeld von Stadler kennt. Der Moderatorin wäre es jedoch gut angestanden, Stadler explizit zu fragen, warum er den früheren Namen von Stronach ohne Anlass dreimal ins Spiel bringt. Das ist leider nicht geschehen.

UNS IMPONIERT

Dass der Integrationsbeauftragte der Islamischen Glaubensgemeinschaft, Omar Al-Rawi, muslimische Lehrlinge in die ÖBB-Ausstellung zur Rolle der Bahn im Nationalsozialismus einlud. Die Führung erfolgte auf Anregung von Wiens Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny. Von Seiten der ebenfalls eingeladenen jüdischen Jugend war eine Vertreterin anwesend, alle anderen waren mit dem Wahlkampf beschäftigt. Milli Segal, die Kuratorin der Ausstellung, erläuterte, dass der systematische Mord an den verfolgten Gruppen ohne die logistische Kapazität der Bahn nicht möglich gewesen wäre. Drei Millionen Menschen aus fast ganz Europa wurden während der Naziherrschaft mit Zügen in die Vernichtungslager des NS-Regimes transportiert.

Die jungen Menschen hörten aber auch vom Widerstand der Bahnarbeiter, der nahezu 300 das Leben kostete und für rund 1.500 weitere im KZ oder Zuchthaus endete. Die Ausstellung ist inzwischen abgebaut, eine Dokumentation zum Preis von 19 Euro kann aber unter verdraengte.jahre@oebb.at angefordert werden.





FOTO ©: RIGAUD

EVA MENASSE

SEITE 18



FOTO ©: FENTON

REBECCA WALKER

SEITE 38

Leitartikel Peter Menasse 3

SERIE UNTERWEGS MIT

Barbara Tóth begleitete Eva Menasse zu Stationen ihrer Kindheit 6

SCHWERPUNKT NAHOST

Was ist von Obamas zweiter Amtszeit zu erwarten? Ein Rück- und Ausblick 12

Wie sich die Parteien für die kommenden Wahlen im Schatten des Krieges positionieren 17

ZEITGESCHICHTE

Was ist von der jüdischen Stadt am Latorca geblieben? NU hat sich unter Wiener Munkácsern umgehört 19

MENSCHEN

Interview mit der Autorin Rebecca Walker über ihre schwarz-jüdische Identität und Erfahrungen 23

BEST OF NU

50 Ausgaben NU: Eine kleine Rückschau mit Highlights der bisher erschienenen Hefte 27

HUMOR

Kohnversationen 30

SERIE JÜDISCHE MUSEEN

Jüdisches Museum in Venedig 31

office@nunu.at

COVER SERIE JÜDISCHE GENIES

Helene Maimann über die bahnbrechende Idee von „Lady Bluetooth“ Hedy Lamarr 34

SCHACH

Der Aufstieg des Wilhelm Steinitz vom Kaffeehausspieler zum Begründer der modernen Schachtheorie 38

KULTUR

Das Jüdische Staatstheater in Bukarest bringt regelmäßig jiddische Stücke auf die Bühne 41

Danielle Spera stellt zwei Projekte von Helene Maimann vor: Ein Kochbuch und einen Film 44

Humorvolle Erinnerungen von Felix Dvorak 47

STANDARDS

Mammeloschn 48

Rätsel 49

Alltagsgeschichten 50

Engelberg 51

In eigener Sache 53

Unsere Autoren 54

Dajgezzen & Chochmezzen 55

Impressum 56

www.nunu.at

Liebe Leserin, Lieber Leser,

mit dieser Ausgabe feiern wir ein Jubiläum, an das wir vor zehn Jahren wohl selber nicht geglaubt hätten: die 50. Ausgabe von NU. Wie sehr sich die Zeitschrift in dieser Zeit weiterentwickelt hat, können Sie in einer Chronologie nachlesen, die Gesine Stern zusammengestellt hat. Dort erinnern wir auch an journalistische Glanzstücke, die den Ruf von NU seitdem gefestigt haben: große, ausführliche Interviews, Porträts und Analysen zu jüdischen, zeitgeschichtlichen und politischen Themen.

Das Erscheinen dieser Ausgabe fällt in bewegte Zeiten. Die USA haben einen neuen Präsidenten, in Tel Aviv schrillen nach langer Zeit erstmals wieder die Raketenalarne und – last but not least – hat die Kultusgemeinde in Wien einen neuen Vorstand gewählt. Die Situation Israels analysiert unser Korrespondent Johannes Gerloff, Barack Obamas Perspektiven hat sich Florian Markl näher angeschaut.

Die Titelgeschichte steuerte Helene Maimann bei, bewährte Essayistin und NU-Autorin der ersten Stunde. Diesmal erzählt sie die Geschichte der brillanten Erfinderin Hedy Lamarr.

Zum Abschluss möchte ich Ihnen noch eine Mitteilung in eigener Sache machen. Nach zehn Jahren als NU-Chefin vom Dienst und stellvertretende Chefredakteurin ziehe ich mich aus beiden Funktionen zurück, um wieder mehr Zeit für das Schreiben von größeren Geschichten zu haben, wie etwa den aktuellen Teil unserer Porträtserie „Unterwegs mit“ mit der Schriftstellerin Eva Menasse auf Seite 6. Ida Labudović wird in Zukunft das NU managen und Sie ab der nächsten Ausgabe an dieser Stelle begrüßen.

Happy Chanukka und schöne Feiertage wünscht

Barbara Tóth



Mut zur Lücke

Eva Menasse führte NU an zwei ihrer Lieblingsorte in Wien. Dabei erzählte die Schriftstellerin, warum ihre Heimatstadt sie auch in ihrem dritten Roman nicht ganz loslässt.

VON BARBARA TÓTH (TEXT) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

Das mit dem Davidstern an ihrer Halskette wird Eva Menasse erst ganz zum Schluss erklären. Jetzt heißt es erst einmal marschieren, denn Menasse ist furchtlos. Nieselregen, starker Wind, beachtliche Absätze an den Schuhen, die sie an den ohnehin schon sehr langen, schlanken Beinen trägt – alles kein Hindernis. Eva Menasse kommt frisch aus Berlin, den Kopf noch voll mit den letzten Korrekturen an ihrem dritten Roman, über denen sie in den letzten Tagen, wie sie sagt, ununterbrochen gegessen ist. Da ist es gut, ein wenig auszulüften.

Wir haben ihr vorgeschlagen, die Stätten ihrer Kindheit zu besuchen. Das ist nicht sonderlich originell, einerseits. Denn jedem, der ihre ersten beiden Romane gelesen hat, wird es schwer gefallen sein, nicht nach den wahren Orten und Personen zu fahnden, die Menasse, manchmal bunt ausgestattet, manchmal ohne Verkleidung darin aufleben lässt. In *Vienna* ist es unter anderem der zweite Bezirk, der die Kulisse für die wortreichen Auftritte der Familienmitglieder und ihre vielen Geschichten liefert. Ein Tennisclub im Prater bekommt sogar ein eigenes Kapitel. In *Lässliche Todsünden* ist es das Wiener Intellektuellenmilieu – oder was sich dafür hält –, sind es die Redaktionen und Lokale, in denen die Protagonisten an sich scheitern. Also jene Szenerie, die Menasse in ihrem ersten beruf-

lichen Lebensabschnitt als Journalistin des Nachrichtenmagazins *profil* durchquert hat. Orte wie das Café Engländer unweit der Wollzeile im ersten Bezirk, unser Treffpunkt an diesem kühlen Oktobertag.

Mit Eva Menasse durch die Leopoldstadt und den Prater zu spazieren ist also nicht so originell, einerseits. Andererseits: Warum nicht den literarischen Plagiatstest machen? Was ist Fiktion, was ist Realität in ihren beiden Büchern? Wo schrieb die Journalistin, wo die Literatin Menasse? Wie wird man von einer zur anderen?

Auch Eva Menasses neues Buch spielt zum Teil in Wien, zum Teil aber auch schon in Berlin – und vollzieht damit ihren eigenen Lebensortswechsel mit einiger Verspätung nach. Seit über zehn Jahren lebt Menasse mit ihrem Mann, dem Schriftsteller Michael Kumpfmüller, in der deutschen Hauptstadt. Ihr sechsjähriger Sohn geht dort zur Schule, es gibt ein Wochenendhaus in Brandenburg, die Kinder aus der ersten Ehe ihres Mannes, viele Freunde, und Eva Menasse spricht lupenreines Hochdeutsch mit einem leichten, ganz leichten bundesdeutschen Zungenschlag. So, als habe sie sich angewöhnt, das Wienerische zwecks Verständlichkeit ein wenig zurückzuschrauben.

In ihrem aktuellen Roman schildert Menasse das Leben einer Frau

aus den Perspektiven anderer, mit denen die Hauptfigur in verschiedenen, wichtigen Momenten Kontakt hat. Etwa aus der Sicht ihrer besten Freundin als Vierzehnjährige. Mit den Augen des Vermieters ihrer ersten Wohnung, oder ihrer Frauenärztin, die ihre Schwangerschaft feststellt. Nur einmal, als Vierzigjährige, spricht die Hauptfigur in der Ich-Form zum Leser. Eva Menasse ist 42, und das ist kein Zufall.

Die Frage, wie viel autobiografisch an ihrem Schreiben ist und wie viel erfunden, hat sich Menasse oft stellen lassen müssen. Und sie hat sich eine routinierte Antwort zurechtgelegt. „Ich zitiere gerne Marcel Proust, der gesagt hat, er sei zu einfallslos, um etwas zu erfinden. Alles, was man als Künstler macht, hat man irgendwo gesehen und gehört.“ Auch das Jüdisch-Sein, jenes Thema, unter dessen Prämisse *Vienna* vor allem wahrgenommen wurde und es bis in die wissenschaftliche Literatur geschafft hat, kommt vor. „Am Rande“, sagt Menasse, und das goldene Hexagramm an ihrem Hals strahlt.

Menasse war zu lange selber im journalistischen Rezensionsgeschäft, um nicht zu wissen, wie schnell man als Literatin in eine Schublade gesteckt wird. Für *Vienna* wurde Friedrich Torberg als geistiger Vorvater bemüht, weil ihre anekdotenreiche Familiensaga vor allem als ironisches, humorvolles Stück gelesen wurde.

In ihrem aktuellen Roman schildert Menasse das Leben einer Frau aus den Perspektiven anderer, mit denen die Hauptfigur in verschiedenen, wichtigen Momenten Kontakt hat. Etwa aus der Sicht ihrer besten Freundin als Vierzehnjährige. Mit den Augen des Vermieters ihrer ersten Wohnung, oder ihrer Frauenärztin, die ihre Schwangerschaft feststellt.

Dass es auch ein Buch über das bittere Schweigen einer Generation war, und über den Versuch, möglichst viele Worte für andere Geschichten zu finden, um die schrecklichste aller Geschichten nicht erzählen zu müssen, ging dabei manchmal unter. Als „zartfühlende Metzgerin“ muss-

te sie sich bei *Lässliche Todsünden* bezeichnen lassen, weil sie diesmal kühl sezierend über ihre Protagonisten schrieb, als würde sie die Zwischenmenschlichkeiten des Kulturbürgertums in einem Labor beobachten. Also irgendwo zwischen Sybille Berg und Marlene Streeruwitz.

Und das neue Buch? „Es entwickelt wieder einen ganz eigenen Sound“, sagt sie. „Ich habe dieses Buch als Experiment geschrieben. Wie sehr hängt das, was wir vom anderen sehen, mit uns selbst zusammen? Was muss ich nicht schreiben und es vermittelt sich den Lesern doch? Das ist die Frage, die mich interessiert. Die Lücke, das, was nicht da ist.“

Eva Menasse im Prater, wo sie viele Sommertage ihrer Kindheit verbracht hat. Gefühlt beinahe alle.



Inzwischen haben wir uns verlaufen, irgendwo am Weg von der Taborstraße in Richtung Karmelitermarkt. „Wissen wir, wo wir sind? Wo ist jetzt der Donaukanal? Da?“, fragt Eva im Gassengewirr. Wie kann es sein, dass sie das Haus nicht mehr findet, das sie in *Vienna* so eindrücklich beschreibt? Hat sie es nie besucht, bevor sie es in ihrem Roman auferstehen lässt? Von wegen. „Ich war wahrscheinlich fünf, als ich das letzte Mal in dieser Wohnung war. Es war dunkel, es roch nach alten Leuten. Und ich erinnere mich an die Altersflecken auf den Händen meiner Großmutter.“ Diese in Würde gealterte Hand und ihr Ring, der wie ein kleiner goldener Gartenzaun aussieht, diese Details kommen auch in *Vienna* vor. Wir stehen jetzt in der Schiffamtsgasse, zwei Hauseingänge vor uns. „Ich glaube, ich muss meinen Vater anrufen, wegen der Hausnummer.“ Würde sie nach Wien zurückkehren, was sehr unwahrscheinlich sei, würde sie hier wohnen wollen, erzählt sie, mitten im Zweiten.

Das Haus mit der Nummer sieben ist unscheinbar. Eva studiert die Namen auf den Schildern neben der Hausglocke. Jetzt anläuten? Undenkbar. „Das habe ich schon als Journalistin nie gewollt“, sagt sie.

Als ich Eva Menasse kennenlernte, vor fast zwanzig Jahren als Praktikantin beim *profil*, war sie schon ein stiller Star. Sie selber beschreibt ihr



Das Haus, in dem ihre Großeltern nach dem Krieg wohnten. Aber wo genau war das noch mal? Ein Anruf beim Vater und der Blick auf den Kartendienst des iPhones helfen, es zu finden.

damaliges Selbst gerne als schüchtern und scheu. In der Tat war sie keine von diesen polternden Amazonen, die es beim *profil* damals auch gab, aber sie hatte ihr Genre bereits gefunden. Wann immer es in der Redaktionskonferenz um ein kompliziertes Thema ging, das Einfühlungsvermögen und scharfen Blick gleichermaßen benötigt, richteten sich die Blicke automatisch auf sie. Menasse, damals noch nicht 30 Jahre alt, war angekommen. Beim *profil*, damals noch das uneingeschränkt wichtigste Nachrichtenmagazin Österreichs, im Journalismus, und überhaupt – im Leben, wenn man so will. Andere hätten sich entspannt zurückgelehnt, die nächsten Jahrzehnte in aller Ruhe runtergespult und ihren kleinen österreichischen Ruhm genossen. Eva Menasse jedoch sprang. Weg aus Wien. Das mit der Schriftstellerei ergab sich dann irgendwie von selbst.

„Ich habe mich von diesem journalistischen Leben wegbewegen müs-

sen, das ich eminent in Österreich hatte. Dann der große Bruder, der berühmte Schriftsteller, der die Möglichkeit, selber literarisch zu schreiben, erst einmal undenkbar machte. Das ist alles mit dem Abstand leichter gefallen, mit dem Fremdsein in der neuen großen Stadt“, erzählt sie, während sie ein Stückchen Susi-Torte im Gasthaus „Schöne Perle“ verkostet. Draußen hat es zu regnen angefangen, wir machen einen Zwischenstopp, bevor wir in den Prater weiterfahren wollen. Eva bäckt die im Wesentlichen aus Schokolade, Eiern und Zucker bestehende Mehlspeise gerne, eben hat sie das Rezept für einen Band beige-steuert, in dem Schriftsteller ihr Lieblingsessen verraten. Es stammt von Eva Menasses bester Freundin Constanze, deren Eltern das Wirtshaus „Rebhuhn“ in Wien-Alsergrund gehört.

Vienna war der Einstieg ins literarische Schreiben, unfreiwillig eigentlich. Menasse wollte immer eine Familiengeschichte schreiben, eine

kleine, ordentlich nachgeforschte Fibel, aber bei ihren ersten Recherchen musste sie feststellen, dass es einfach nicht genug handfestes Material gab. Also wich sie aus, in die Welt der Erinnerungen, Erzählungen, Übertreibungen und Phantasie. Anfangs fiel ihr das nicht leicht.

Schriftstellerei und Journalismus können sich wunderbar ergänzen. Es gibt großartige, literarisch inspirierte Journalisten. Die Beat-Generation rief den „New Journalism“ aus, bei dem Subjektivität, das Wörtchen „ich“ und auch sonst recht viel erlaubt war. Anfang der 1990er-Jahre tauchten in Deutschland die „Pop-Literaten“ auf, und man konnte sich bei ihnen nie ganz sicher sein, was wahr ist und was nur gut erzählt.

Aber im Grunde ist Journalismus, zumindest in der Form, wie er im *profil* praktiziert wurde, das Gegenteil von Literatur. Jedes Faktum muss stimmen, Details müssen sitzen. Interpretationen und Ausschmückungen

sind natürlich erlaubt, aber am Ende muss eine Geschichte „halten“ – sprich: überprüfbar sein.

Für eine gelernte Journalistin wie Eva Menasse kann das heißen, dass man sich das Geschichtenerfinden erst wieder erarbeiten muss. Ihr Schreibtag ist streng geregelt. Kind in die Schule, dann ab in die Staatsbibliothek, dort immer derselbe Tisch, Laptop mit Schloss am Tischbein angekettet, damit man in die Kantine gehen kann, die laut Menasse „grauenhaft schlecht“ ist, was wiederum zu hoher Arbeitsmoral führt. „In den letzten Jahren habe ich mich freigeschwommen beim Schreiben. Ich vertraue viel mehr dem, was ich erfinde, als dem, was ich recherchiere. Am Anfang fiel es mir schwer, bis ich merkte, dass ich völlig rücksichtslos sein kann. Der Leser muss sich nur auskennen. Das Interessante ist das, was sich der Leser hinzudenken kann. Das was fehlt, um das geht es in guter Literatur.“ Um die Lücke, einmal mehr.

Eva Menasse kann sehr schnell losrennen, wenn es darum geht, eine Straßenbahn zu erwischen, selbst mit ihren hohen Absätzen. Wir fahren mit einem alten 1er-Wagen, der mit dem geriffeltem Holzboden und dem kleinen Vorsprung am Ende, auf den man sich setzen kann und bei gekipptem Fenster frische Luft abkriegt. Wir sind auf dem Weg zum Tennisclub im Prater, wo sie viele Sommertage ihrer Kindheit verbracht hat. Gefühl beinahe alle. Wir werden dort ihren Vater durchs Fenster beobachten, der im Clubraum Karten spielt wie jeden Nachmittag. Wir werden noch auf die verwitterte, steinerne Tribüne klettern, die sich der Auwald nach und nach zurückerobert hat, und deren Nischen und Unterstände für die Schriftstellerin den Abenteuerspielplatz ihrer Jugend bildeten. Ganz so, wie sie es in *Vienna* beschrieben hat.



Menasse mit NU-Autorin Barbara Tóth, unterwegs mit der Straßenbahn.

Jetzt ist es aber Zeit, die Geschichte des Davidsterns an ihrer Halskette zu erzählen. Er ist nicht symmetrisch, sondern leicht verzerrt, aus zwei übereinander liegenden Dreiecken geformt, das eine gebürstet, das andere poliert. Menasse hat ihn bei ihrem ersten Israelbesuch in Tel Aviv gekauft. Plötzlich stand sie vor der Auslage dieses Goldschmieds und sah ihn darin liegen. Er ist aus reinem Gold. Sie ging dreimal hin, bevor sie wagte, ihn zu kaufen. „Findest du das peinlich, so etwas zu kaufen?“ fragte sie ihre israelische Freundin, die ursprünglich aus Wien stammt. Irgendwie sei das ja, wie in Bayern mit einem Kreuz herumzurennen.

Sie antwortete, wenn sie ihn gerne möge, warum nicht? Nur Menasses Vater hatte (erst) Schwierigkeiten damit. „Er war fast schockiert, weil er vermutlich Angst hat, dass mir jemand etwas antut. Man soll sich nicht ausstellen, das ist die Prägung seiner Generation.“ Ein deutscher Freund meinte, er fände religiöse Symbole generell blöd. „Ist aber ein politisches“, war Eva Menasses Antwort. Eine kleine Form von Nationalismus. „Denn dass es dieses Land gibt, bei aller Problematik der Politik der israelischen Regierung, hat eine große Bedeutung für uns alle.“ Der Schriftsteller Robert Schindel neckt sie, wenn er sie damit sieht. „Na, na, na“, murmelt er dann, was übersetzt wohl so viel heißen soll wie „Ist das nicht etwas übertrieben?“ Eva Menasse trägt ihren Stern nahezu jeden Tag.



Eva Menasse
Quasikristalle
Roman

Verlag Kiepenheuer & Witsch

Erscheinungsdatum:
14. Februar 2013

432 Seiten, 20,60 EUR



XING 23 ::
Ljudmila Ulitzkaja.
"Ich kann Politik
überhaupt nicht
leiden, aber die
Situation zwingt
mich dazu politisch
zu sein."

XING 22 ::
Vertrauen Sie uns.
Verantwortung ist
Utopie.

XING 21 ::
Was uns bevorsteht.
Erscheinungen von
Normalität.

XING 20 ::
Neunzehn mal klüger
als damals ...
Schön wie immer.
Zum siebten
Geburtstag.

XING 19 ::
Wie gedruckt.
Zur Zukunft der
Verlage.

XING
EIN KULTURMAGAZIN

**DEMNÄCHST # 24
DAS XING ZU ISRAEL IM
NEUEN NAHEN OSTEN**



erhältlich bei:

Buchhandlung König (Mu-
seumsquartier, Wien 1)
Buchhandlung Morawa
(Wollzeile, Wien 1)

Buchhandlung Hartlieb
(Währinger Straße,
Wien 18)
Buchhandlung Alex

(Hauptplatz, Linz)
u.a.m.
sowie auf
www.xing-magazin.at



FOTO ©: EPA

Israels Präsident Schimon Peres und sein Amtskollege Barack Obama aus den USA.

Four More Years

Die erste Amtsperiode von US-Präsident Barack Obama war außenpolitisch zu einem beträchtlichen Teil von nahöstlichen Themen geprägt, allen voran dem Atomstreit mit dem Iran und den Umwälzungen in der arabischen Welt. Für Aufsehen sorgte aber auch die außergewöhnlich konfliktreiche Beziehung der Obama-Administration zu Israel. Was ist von Obamas zweiter Amtszeit zu erwarten? Ein Rück- und Ausblick.

VON FLORIAN MARKL

Wann immer im US-Präsidentenwahlkampf vom Nahen Osten und von Israel die Rede war, war die Obama-Administration voll des Selbstlobes: Nie zuvor habe eine amerikanische Regierung so viel für die Sicherheit des jüdischen Staates getan, lautete die nicht gerade von besonderer Bescheidenheit getrübe Selbsteinschätzung. Die bisherige

Kooperation in Sicherheitsfragen sei nicht bloß weitergeführt, sondern sogar verstärkt worden. Amerikanische Unterstützung habe es Israel ermöglicht, mit dem „Iron Dome“ ein Raketenabwehrsystem zu installieren, das die ständige Bedrohung durch Geschosse aus dem Libanon und dem Gazastreifen zu mildern vermag. Und nach anfäng-

lichen Auffassungsunterschieden herrsche auch unter israelischen und amerikanischen Geheimdiensten mittlerweile weitgehend Einigkeit in der Einschätzung des iranischen Atom(waffen)programms. Je näher die Wahl rückte, umso deutlicher wurden darüber hinaus die Erklärungen des Präsidenten hinsichtlich des Iran: Die Vereinig-

Dass Premier Netanjahu lieber einen Wahlsieg von Obamas republikanischem Kontrahenten gesehen hätte, ist ein offenes Geheimnis. Aber er war damit keineswegs allein: Die Israelis hätten mit überwältigender Mehrheit, in manchen Umfragen war von bis zu 80 Prozent die Rede, für Mitt Romney gestimmt.

ten Staaten würden nicht auf eine Politik der Eindämmung eines nuklear bewaffneten Iran abzielen, sondern mit aller ihnen zur Verfügung stehenden Macht verhindern, dass das Mullah-Regime in den Besitz der Bombe gelange. Noch wolle man auf die Wirkung der verschärften Wirtschaftsanktionen und eine Verhandlungslösung setzen, aber die Zeit für Diplomatie sei nicht unbegrenzt und die „militärische Option“ als letztes Mittel keineswegs vom Tisch.

In einem Interview bezeichnete sich Obama als „Israels engster Freund und Verbündeter“. Weshalb man ihm in Israel trotz allem mit großer Skepsis begegnet, war dem

Präsidenten unverständlich. Seiner Ansicht nach gebe es keinen Grund, an seiner unverbrüchlichen Solidarität zu zweifeln. Die Israelis sehen die Sache offenbar anders. Dass Premier Netanjahu lieber einen Wahlsieg von Obamas republikanischem Kontrahenten gesehen hätte, ist ein offenes Geheimnis. Aber er war damit keineswegs allein: Die Israelis hätten mit überwältigender Mehrheit, in manchen Umfragen war von bis zu 80 Prozent die Rede, für Mitt Romney gestimmt.

Streit über Siedlungen und Jerusalem

Im Präsidentschaftswahlkampf 2008 hatte Obama angekündigt, die Wiederbelebung des ins Sto-

cken geratenen Friedensprozesses zwischen Israelis und Palästinensern zu einem Schwerpunkt seiner Außenpolitik zu machen. Wie die Obama-Administration gedachte, dem Friedensprozess wieder Leben einzuhauchen, wurde nach ihrer Amtseinführung Anfang 2009 deutlich: Praktisch vom ersten Tage an erreichten Israel Beschwerden über den Siedlungsbau, der aus Sicht der neuen amerikanischen Regierung offenbar das Haupthindernis auf dem Weg zum Frieden darstellte. Im Mai 2009 rief Vizepräsident Biden Israel auf, den Siedlungsbau zu stoppen und Außenposten im Westjordanland zu räumen. Im Sommer erklärte Präsident Obama, er fühle sich nicht an

US-Präsident Barack Obama und Israels Ministerpräsident Benjamin Netanjahu im Weißen Haus.



FOTO ©: EPA

Obwohl ein Sturz des Assad-Regimes eine massive Schwächung des anti-westlichen iranischen Lagers im Nahen Osten bedeuten würde, ließ Obama seinen gelegentlich scharfen Worten in Richtung Assad bislang kaum Taten folgen. Eine konsistente amerikanische Politik gegenüber Syrien ist bis heute nicht zu erkennen.

die Zusage seines Vorgängers gebunden, dass Israel im Falle eines Friedensabkommens große Siedlungsblöcke behalten werde können. In seiner Kairoer Rede an die muslimische Welt erklärte er im Juni 2009: „Die Vereinigten Staaten betrachten den fortgesetzten Bau israelischer Siedlungen nicht als legitim. ... Es ist an der Zeit, dass diese Besiedlung aufhört.“ Unter kontinuierlich wachsendem Druck verkündete Israels Premier Netanjahu schließlich im November 2009 ein zehnmonatiges Moratorium für den Siedlungsbau im Westjordanland.

zeichnete das Bauprojekt in einem rüden Telefonat mit Netanjahu als Provokation und drohte mit ernstesten Konsequenzen, sollte die Entscheidung nicht revidiert werden. Doch in diesem Punkt blieb Netanjahu hart. „Das jüdische Volk“, so betonte er in einer Rede, „hat vor 3000 Jahren in Jerusalem gebaut, und es baut heute in Jerusalem. Jerusalem ist keine Siedlung. Es ist unsere Hauptstadt.“

Als der israelische Premier Ende des Monats das Weiße Haus besuchte, fiel der Empfang mehr als frostig aus. Es gab keine gemeinsamen Fo-

Botschafter in den USA, sprach von der schwersten Krise der amerikanisch-israelischen Beziehungen seit 35 Jahren.

Zum nächsten Showdown kam es anlässlich einer Rede Obamas im Mai 2011, in der er die „Grenzen von 1967“ zum Ausgangspunkt von Verhandlungen zwischen Israelis und Palästinensern machte. Nicht nur wäre ein Israel in diesen „Grenzen“, den Waffenstillstandslinien am Ende des Unabhängigkeitskrieges, nicht gegen äußere Aggression verteidigbar, sondern erneut wäre Jerusalem eine geteilte Stadt, in der sich nicht einmal die Klage-mauer unter israelischer Kontrolle befinden würde. Noch im Wahlkampf 2008 hatte Obama erklärt, Jerusalem müsse die ungeteilte Hauptstadt Israels bleiben, jetzt erinnerte nichts in seiner Ansprache an die von ihm selbst einst vertretene Position. Netanjahu jedenfalls nutzte die Gelegenheit eines gemeinsamen Presseauftrittes im Weißen Haus nur wenige Tage danach, um Obama vor laufender Kamera darüber zu belehren, weshalb es keine Rückkehr zu den „Grenzen von 1967“ geben könne – das Gesicht des Präsidenten sprach derweilen Bände über die Abneigung, mit der er dem israelischen Premier begegnete.

Die Versuche Obamas, Israel unter Druck zu setzen und zu Zugeständnissen zu bewegen, hatten insofern etwas Surreales an sich, als die Wiederaufnahme von Verhandlungen nicht an Jerusalem scheiterte, sondern an Ramallah. Aus einer Reihe von Gründen war die Führung der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA) – selbst nach dem israelischen Siedlungsbau-Moratorium – nicht willens, in substanzielle Verhandlungen einzutreten. So die Vorstöße der Obama-Administration überhaupt einen Effekt hatten,



FOTO ©: EPA

Ein amerikanischer orthodoxer Wähler bei der Stimmabgabe.

Anders als von Obama gefordert, bezog sich dies jedoch nie auf Bauaktivitäten in Jerusalem. Als just während eines Besuches von Vizepräsident Biden im März 2010 der Bau von 1600 Wohnungen im Ostteil der Stadt bekannt gegeben wurde, sorgte dies für einen neuen Höhepunkt der Auseinandersetzungen zwischen Jerusalem und Washington. Außenministerin Clinton be-

tos und keinen gemeinsamen Auftritt vor der Presse. In der Washington Post war zu lesen, Netanjahu sei wie der Diktator eines Dritte-Welt-Landes behandelt worden. Hinter verschlossenen Türen soll Obama seinem israelischen Gast eine Liste mit Forderungen hinge-knallt haben, die Israel zu erfüllen habe, um die Situation zu deeskalieren. Michael Oren, der israelische

Premier Erdogan, so Obama, sei ein enger Verbündeter und Freund, mit dem er in vielen Fragen einer Meinung sei. Dass Erdogan bewusst die vormals guten israelisch-türkischen Beziehungen zerstört hat sowie ganz offen mit der islamistischen und antisemitischen Terrorgruppe Hamas sympathisiert, scheint den amerikanischen Präsidenten nicht zu stören.

verhärteten sie die Haltung der palästinensischen Führung noch weiter, da diese nicht nachgiebiger gegenüber dem jüdischen Staat auftreten wollte als dessen amerikanischer Verbündeter. Mit der Entscheidung, eine staatliche Anerkennung Palästinas bei den Vereinten Nationen erwirken zu wollen, setzte sich PA-Präsident Mahmud Abbas darüber hinaus über die expliziten Einwände der Obama-Administration hinweg, die diesen Schritt als einen Verstoß gegen die Grundsätze des Oslo-Friedensprozesses betrachtet.

Die iranische Gefahr und die Umbrüche in der Region

Das zweite Thema, das immer wieder für Schlagabtausche zwischen Jerusalem und Washington sorgte, war der Umgang mit dem iranischen Nuklearprogramm. Für Israel ist dies eine existenzielle Bedrohung, der mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln begegnet werden muss. Die Herangehensweise der Obama-Administration wurde mit großer Skepsis betrachtet. Kaum jemand glaubte, dass die Politik der „ausgestreckten Hände“, mit der Obama auf die Mullahs zugehen wollte, zu einer Lösung des Konflikts führen würde. Die Hoffnung auf einen Deal mit Teheran wurde als illusorisch und als gefährliche Zeitverschwendung betrachtet. Die Warnungen vor einem übereilten israelischen Vorgehen, die ständig aus amerikanischen Militär- und Geheimdienstkreisen lanciert wurden, sowie die Weigerung Obamas, dem Iran deutliche „rote Linien“ zu ziehen, hinterließen in Israel oftmals den Eindruck, die Amerikaner würden mehr Energie darauf verwenden, Israel von einem Militärschlag abzuhalten, als den Iran an der Entwicklung der Bombe zu hindern. Zwar wurde die jüngste Verschärfung der Wirtschaftssanktionen gegen den Iran in Israel begrüßt, doch

ist die Befürchtung groß, dass dieser Schritt schon vor Jahren erfolgen hätte müssen und es einfach schon zu spät sei. Offiziell wird neuerdings zwar weitgehend Einigkeit beschworen, doch inoffiziell wird der Beteuerung Obamas, im Falle eines Scheiterns der Diplomatie notfalls militärische Gewalt gegen iranische Atomanlagen einzusetzen, nicht recht Glauben geschenkt.

Auch Obamas Umgang mit den Umwälzungen in weiten Teilen des Nahen Ostens wurde in Israel eher misstrauisch verfolgt. Während er nach der iranischen Präsi-

scher und trug damit das Seine zur Machtergreifung der islamistischen Muslimbrüder bei. Anders wiederum im Falle Syriens: Obwohl ein Sturz des Assad-Regimes eine massive Schwächung des anti-westlichen iranischen Lagers im Nahen Osten bedeuten würde, ließ Obama seinen gelegentlich scharfen Worten in Richtung Assad bislang kaum Taten folgen. Eine konsistente amerikanische Politik gegenüber Syrien ist bis heute nicht zu erkennen.

Auf Unverständnis trifft in Israel schließlich noch die enge Beziehung, die Obama mit der islamis-



FOTO ©: EPA

Israels Ministerpräsident Benjamin Netanjahu und die Außenministerin der Vereinigten Staaten, Hillary Clinton, bei der Pressekonferenz in Jerusalem.

dentschaftswahl 2009 wochenlang geschwiegen und der iranischen Opposition jegliche Unterstützung versagt hatte, als diese vom iranischen Regime brutal niedergeschlagen worden war, schlug er sich in Tunesien und Ägypten rasch auf die Seite der Demonstranten, stellte sich gegen die diktatorischen, immerhin aber pro-westlichen Herr-

tischen Regierung in der Türkei pflegt. Premier Erdogan, so Obama, sei ein enger Verbündeter und Freund, mit dem er in vielen Fragen einer Meinung sei. Dass Erdogan bewusst die vormals guten israelisch-türkischen Beziehungen zerstört hat sowie ganz offen mit der islamistischen und antisemitischen Terrorgruppe Hamas sympathisiert,

Etliche amerikanische Präsidenten wollten bereits als Friedensstifter im Nahen Osten in die Geschichte eingehen, samt und sonders sind sie daran gescheitert. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es Obama nicht anders ergehen.

scheint den amerikanischen Präsidenten nicht zu stören.

Und nun?

Bei allen Unstimmigkeiten der letzten Jahre sollte nicht übersehen werden, dass es sich dabei nicht um eine Krise des israelisch-amerikanischen Verhältnisses an sich handelte, sondern um Auseinandersetzungen mit der Regierung Barack Obamas. Der Präsident unterscheidet sich, wie der langjährige amerikanische Nahost-Unterhändler Aaron David Miller in Foreign Policy bemerkte, in einem Punkt von seinen Vorgängern Bill Clinton und George W. Bush: „Obama isn't in love with the idea of Israel.“ Für die amerikanische Öffentlichkeit scheint das jedoch nicht zu gelten. Meinungsumfragen zufolge waren die Amerikaner noch nie so eindeutig pro-israelisch orientiert wie heute. Das trifft auch auf den überwiegenden Teil des politischen Spektrums zu. Als Netanjahu im Mai 2011 vor dem amerikanischen Kongress sprach, wurde er so herzlich empfangen, wie vermutlich noch kein ausländischer Repräsentant zuvor. Seine Rede wurde nicht weniger als 59 Mal durch stehende Ovationen unterbrochen – ein deutliches Zeichen nicht zuletzt auch in Richtung des Präsidenten, dessen Scharmützel mit Netanjahu in den USA nicht gerade zu seiner Popularität beitrugen.

Allgemein wird davon ausgegangen, dass amerikanische Präsidenten sich in ihrer zweiten Amtszeit mehr auf die Außenpolitik konzentrieren. Hier habe sie freiere Hand als auf innenpolitischem Terrain, wo ihre Macht wegen der stark ausgeprägten Gewaltenteilung in vielerlei Hinsicht beschränkt ist. Sollte das auch für Obama gelten, so prophezeiten einige Kommentatoren, werde er einen erneuten Anlauf zur Wiederbelebung des israelisch-palä-

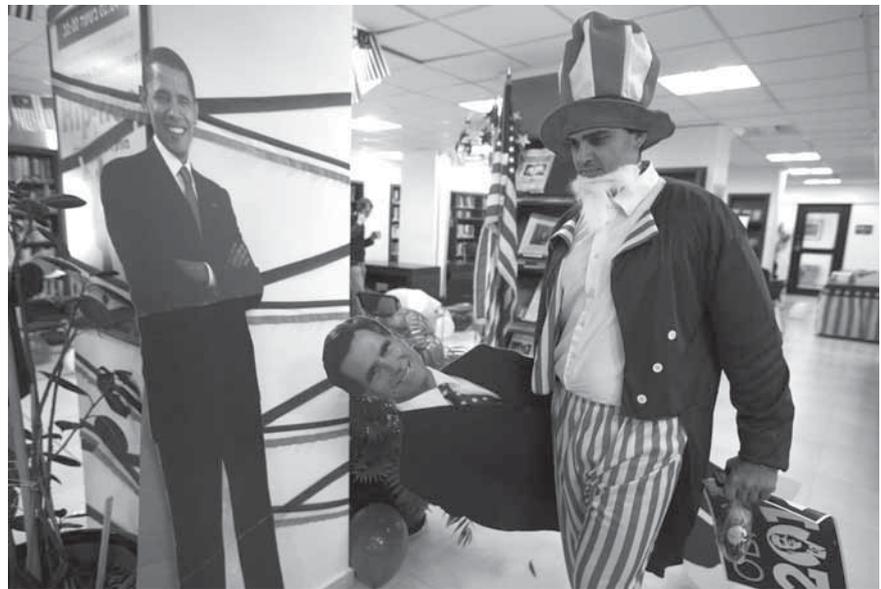


FOTO ©: EPA

Einige Minuten, nachdem in Jerusalem der Sieg Barack Obamas bekannt wurde.

stinensischen Friedensprozesses unternehmen. Dies scheint jedoch aus mehreren Gründen fraglich zu sein. Obamas bisherige Vorstöße in diese Richtung waren, wie selbst wohlmeinende Kritiker zugeben, glatte Fehlschläge. Weder haben sie zur Wiederaufnahme von Friedensverhandlungen geführt (sondern diese eher noch unwahrscheinlicher gemacht), noch hatte der einseitige Druck auf Israel den erhofften Effekt auf das Ansehen der USA in der arabischen Welt – Obama ist dort einer Umfrage zufolge sogar noch unbeliebter als Bush während dessen zweiter Amtszeit. Darüber hinaus haben die regionalen Umwälzungen und der Siegeszug des sunnitischen Islamismus die Chancen auf eine Lösung des Konflikts weiter gemindert; sie sind heute noch geringer als zu Obamas Amtsantritt vor vier Jahren. Etliche amerikanische Präsidenten wollten bereits als Friedensstifter im Nahen Osten in die Geschichte eingehen, samt und sonders sind sie daran gescheitert. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es Obama nicht anders ergehen.

In die Geschichte könnte er dennoch eingehen, wenn auch auf weniger rühmliche Art und Weise: Schon seine erste Amtszeit war geprägt vom wahrscheinlich größten Machtverlust der USA im Nahen Osten seit der iranischen Revolution 1979. Noch hat Washington keine Antwort auf die Wende gefunden, die die arabische Welt erschüttert hat. Doch das könnte in den kommenden Jahren durch die absehbare Zuspitzung des Atomstreits mit dem Iran noch deutlich in den Schatten gestellt werden. Mehrfach hat Obama angekündigt, er werde das iranische Regime daran hindern, in den Besitz von Nuklearwaffen zu kommen. Nun wird sich zeigen müssen, ob er diesen Worten auch Taten folgen lassen wird. Wenn nicht, wird man sich an Obama als jenen Präsidenten erinnern, unter dessen Augen das Mullah-Regime in Teheran an die ultimative Waffe gelangte und damit in der volatilsten Region der Welt einen atomaren Rüstungswettlauf in Gang setzte.

Wahlkampf im Schatten des Krieges

Wie sich alte und neu gegründete Parteien für die kommenden Wahlen positionieren und welchen Einfluss die Offensive gegen die Hamas auf den Wahlkampf hat. Ein Lokalaugenschein aus Israel.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM

Die „Operation Wolkensäule“ hat den Wahlkampf, der sich ohnehin schwertat, in Gang zu kommen, völlig erstickt. „Nie zuvor gab es in Israel einen so überwältigenden Rückhalt für einen Feldzug“, klagt die chronisch-kritische, linksliberale Tageszeitung *Haaretz*. Alle Parteiunterschiede sind vom Tisch gewischt. Der Wahlkampf ist kein Thema.

Soweit das Raketenproblem um den Gazastreifen vor Beginn des jüngsten Kriegs im Wahlkampf thematisiert wurde, war es noch der beste Beweis dafür, wie wenig im Vorfeld der Wahlen, die für den 22. Januar 2013 angesetzt sind, ein echter Kampf stattfindet. So hatte der in Teheran geborene ehemalige Generalstabschef Schaul Mofas, Vorsitzender der Kadima-Partei, die sich gerne als Mitte-Links-Alternative zur regierenden Likud-Partei präsentieren würde, Regierungschef Benjamin Netanjahu vorgeworfen, er habe die Abschreckungskraft der israelischen Armee gegenüber der den Gazastreifen beherrschenden Hamas durch seine Nachgiebigkeit verspielt.

Eigentlich hätte Netanjahu noch bis Oktober 2013 unangefochten im Amt bleiben können. Doch aus machtpolitischen wie wahltaktischen Gründen rief er sein Volk vorzeitig an die Urnen. Wie vorauszusehen und in Israel nicht unüblich, brach damit innenpolitisches Chaos aus. Die bislang größte Partei in der Knesset, Kadima, muss laut Umfragen damit rechnen,

im Januar an der Sperrklausel von zwei Prozent zu scheitern.

Im Oktober traten Netanjahu und Außenminister Avigdor Lieberman vor die Presse, um die Fusion ihrer Parteien Likud und Israel Beiteinu („Israel, unsere Heimat“) zu verkünden. Man wolle mit dieser Vereinigung die zersplitterte Parteienlandschaft durch „garantierte Stabilität“ und „Regierungsfähigkeit“ ersetzen. Lieberman, der vor allem von Einwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion, aber auch von alteingesessenen Israelis und israelischen Arabern unterstützt wird, fordert ein Ende der „Parteifragmente, die eine Lebenserwartung von nur einer Legislaturperiode und keine Ideologie“ vorzuweisen haben.

Vorstellung von neuen Parteien

In Netanjahus nächster Umgebung wurden die öffentlichen Einheitsbemühungen aber gleich wieder in Frage gestellt. Eigentlich hatte der 52-jährige, charismatische Minister Mosche Kachlon sich nur eine Auszeit gönnen wollen. Ende Oktober leitete er noch das Zentralkomitee des Likud und umarmte Netanjahu in der Öffentlichkeit. Doch dann sagten Telefonumfragen dem populären Politiker, der für soziale Gerechtigkeit, niedrige Bankgebühren und Strompreise, sowie vor allem für die Zerschlagung des Monopols der Telefongesellschaften steht, plötzlich zehn oder gar zwanzig Mandate voraus, sollte er mit einer eigenen Partei zur Wahl antreten. Am Beispiel von

Israelischer Polizist und Rettungspersonal am Ort des Busattentates in Tel Aviv.



FOTO ©: EPA

Kachlon, dessen familiäre Wurzeln in Libyen liegen, weshalb er vor allem arabischstämmige Juden anspricht, wird klar, wie personenbezogen der israelische Wahlkampf ist.

Auch die frühere Chefin der Kadima, Tzipi Livni, tritt nach einer Auszeit bei den Parlamentswahlen mit einer neuen politischen Partei namens Hatnua („Die Bewegung“) an.

Traditionell sprießen im Vorfeld von israelischen Wahlen Kleinstparteien wie die Blumen nach einem Regenguss aus dem Wüstenboden. So stellte sich Anfang November die Partei Tikwa LeSchinui („Hoffnung auf Veränderung“) vor, deren Vertreter Araber aus dem Negev und aus Galiläa sind. In reinstem Hebräisch erklärten sie, „im Staat Israel geboren“ und als „Bürger des Staates Israel“ stolz auf ihre arabische Identität zu sein. Atif Krinawi aus der Beduinenstadt Rahat im Negev wünscht sich echte Koexistenz, eine gemeinsame Lösung der Probleme von Gewalt, Arbeitslosigkeit, Drogen und Armut im arabischen Sektor. „Nicht die Juden sind schuld am Hass und an der Gewalt innerhalb der arabischen Gesellschaft“, erklärt er, sondern „unsere arabischen Führer haben die Jugend zur Gewalt angestiftet!“ Die atomare Aufrüstung des Iran versteht der Beduine nicht nur als Bedrohung für Israel, sondern für die gesamte arabische Welt: „Wenn Ahmadinedschad eine Bombe wirft, wird die nicht nur Juden treffen, sondern alle!“ Gerade weil Israel eine gemischte Bevölkerung aus Juden und Arabern hat, sieht Krinawi eine einzigartige Chance für das Land: „Als Israelis können wir eine Brücke zwischen dem Westen und der arabisch-islamischen Welt sein.“

Im rechten Teil des Parteienspektrums fordern die Knessetabgeordneten Michael Ben Ari und Arieh Eldad mit dem Namen ihrer neuen



FOTOS ©: EPA

Benjamin Netanjahu und Avigdor Lieberman nach Fusion ihrer Parteien.

Partei „Macht an Israel“, „das Land Israel für das Volk Israel“. Sie wollen das Vakuum am rechten Rand füllen und bemängeln, dass „eine Million arabische Bürger Israels alle Rechte ohne Pflichten“ bekommen. Sie kritisieren nicht nur, dass 100.000 afrikanische Immigranten der israelischen Wirtschaft zur Last fallen, sondern auch, dass „Israel trotz andauernden Raketenbeschusses aus Gaza die Bevölkerung dort füttert“.

Doch nicht nur neue Parteien sorgen für Durcheinander, auch etablierte Parteien müssen sich auf die Schnelle neu konstituieren. Um bei Sicherheits- und außenpolitischen Fragen mitreden zu können, werben einige um verdiente Generäle, andere holen sich Wirtschaftsprofessoren ins Boot. Entscheidend dafür sind aber offenbar weder ideologische noch politische Positionen und Überzeugungen, auch nicht konkrete Lösungsvorschläge für anstehende Probleme; ausschlaggebend ist einzig das Auftreten eines Kandidaten in der Öffentlichkeit.

Alte Einteilungen in „rechts“ oder „links“ sind längst hinfällig. Im Blick auf den Iran ist man sich in Israel einig. Der „Friedensprozess“, das Ver-

Tzipi Livni kündigt die Gründung einer neuen Partei in Tel Aviv an.



hältnis zu den Palästinensern oder die Siedlungsfrage spielen in der öffentlichen Diskussion keine Rolle. Während sich die linkszionistische Meretz-Partei auf ihrer Urwahlveranstaltung schon einmal prophylaktisch selbst als einzig verbliebene Linkspartei feierte, fragte ihr ehemaliger Abgeordneter im israelischen Parlament, Amnon Rubinstein, öffentlich, warum die Linke in Israel nicht mehr populär ist? „Die Linke hat versprochen, die Abgabe von Land werde Frieden bringen“, beantwortet der Professor die selbst gestellte Frage. Gleichzeitig habe die palästinensische Führung und ein Teil der arabischen Welt alles getan, um das zu widerlegen. „Man darf die Rolle der Palästinenser beim Versagen der israelischen Linken nicht übersehen“, poltert der Alt-Politiker und meint, die israelische Linke werde erst ein Comeback erleben, „wenn es ihr gelingt, unter Beweis zu stellen, dass sie ‚patriotisch‘ und ‚pro-israelisch‘ ist.“ Seiner Ansicht nach hat die Bewegung erst wieder eine Chance, wenn sie bereit ist, „auch inhumane und antiliberaler Dinge auf der arabischen Seite anzuprangern“.

Die Meretz-Vorsitzende Sahava Gal'on sieht „das Gespenst des Faschismus am Horizont aufsteigen“, weil auf der politischen Bühne des jüdischen Staates jede Alternative zu Benjamin Netanjahu fehlt. Seiner Mitte-Rechts-Koalition wird jetzt schon ein sicherer Wahlsieg mit möglicherweise mehr als 70 von 120 Sitzen in der Knesset vorausgesagt. „Alle stehen Schlange, um einen Platz in der Regierung Netanjahu zu bekommen“, meint ein Beobachter, während glaubhaft sein wollende Gerüchte die Runde machen, man habe den 87-jährigen Staatspräsidenten Schimon Peres gebeten, sich doch als Gegenkandidat zu Netanjahu zur Verfügung zu stellen.



„Munkács ist so etwas wie eine Idee geworden“

Was ist von der berühmten jüdischen Stadt am Latorca geblieben, welche Bedeutung hat sie für Munkácser Juden und deren Nachkommen heute? NU hat sich unter Wiener Munkácsern umgehört.

VON DAVID RENNERT

Kommt ein Reisender nach Munkács, geht ins Cafe und unterhält sich mit einem Einheimischen. Der erzählt aus seinem Leben: „Gebürtig bin ich in Österreich-Ungarn, meine Frau habe ich in der Tschechoslowakei kennengelernt, die Kinder sind in Ungarn zur Welt gekommen, dann haben wir in der Sowjetunion gelebt. Aber heute bin ich Ukrainer.“ Der Reisende staunt nicht schlecht: „Viel herumgekommen in der Welt!“ Antwortet der Munkácser: „Eigentlich habe ich die Stadt nie verlassen.“

Diese bekannte Anekdote, erzählt in unterschiedlichsten Varianten, bringt die wechselhafte Geschichte der heute westukrainischen Stadt pointiert auf den Punkt. Freilich heißt sie inzwischen, nachdem sie im Laufe des 20. Jahrhunderts fünfmal die Nationalität wechseln musste, nicht mehr Munkács, sondern Mukachevo. In der jüdischen Welt aber hat sie stets ihren ungarischen Namen beibehalten und ist zu einem Begriff geworden, der nur noch wenig mit der Realität Transkarpatiens zu tun hat.

Einst war Munkács die größte und bedeutendste jüdische Gemeinde Transkarpatiens. Zwischen den beiden Weltkriegen waren knapp die Hälfte der 40.000 Einwohner Juden, Munkács war das wirtschaftliche und religiöse Zentrum der Region. Bis zur Shoah gab es etwa 30 Synagogen, die chassidischen Jeschiwot erreichten Bekanntheit weit über die Grenzen des Landes hinaus. Besonders unter dem Rabbiner Chaim Elasar Spira, der von 1913 bis zu seinem Tod 1937 der Gemeinde vorstand,

Einst war Munkács die größte und bedeutendste jüdische Gemeinde Transkarpatiens. Zwischen den beiden Weltkriegen waren knapp die Hälfte der 40.000 Einwohner Juden, Munkács war das wirtschaftliche und religiöse Zentrum der Region.

erlangte der Munkácser Chassidismus großes Ansehen. Er war vehementer Antizionist, vermochte die Bewegung aber auch in Transkarpatien nicht aufzuhalten: Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs hatten zionistische Organisationen großen Zulauf, bereits 1924 wurde in Munkács das erste hebräische Gymnasium gegründet. Überhaupt war das politische Leben facettenreich: Linke, rechte und religiöse zionistische Gruppen rivalisierten mit sozialistischen, antizionistischen Organisationen, mit Kommunisten und antizionistischen Orthodoxen. Auch innerhalb des Chassidismus gab es heftige Kontroversen, die unter Anhängern des Munkácser und des Belzer Rabbiners bis heute zwischen Brooklyn und Mea Shearim in Jerusalem ausgetragen werden.

Anfang 1944 lebten noch rund 15.000 Juden in Munkács, deren Leben sich seit der Besetzung durch die ungarische Armee im November 1938 deutlich verschlechtert hatte. Als im März 1944 die Nationalsozialisten in Ungarn einmarschierten, fand die traditionsreiche Munkácser jüdische Geschichte ein jähes Ende: Binnen acht Wochen wurde die jüdische Bevölkerung nach kurzer Ghettoisierung großteils nach Auschwitz deportiert und ermordet.

Heute zählt die jüdische Gemeinde in Munkács etwa 100 Mitglieder, von dem einstigen blühenden jüdischen Leben ist nichts geblieben. Die chassidischen Traditionen existieren weiter, die größten Munkácser Gemeinden befinden sich in Brooklyn, geleitet vom heutigen Munkácser Rabbiner Moshe Leib Rabinovich.

Und abseits der chassidischen Traditionen? NU sprach mit einem geborenen Munkácser und vier Nachkommen über ihre Verbindung zu Munkács, die Bedeutung der Erinne-

rung in der Familie und was bis heute davon geblieben ist.

Viktor Klein, geboren 1928 in Munkács, lebt seit 1956 in Wien. Er gründete mit seinem Bruder ein Pelzgeschäft und ist im Schmuck- und Art-Deco-Handel tätig. Er ist verheiratet, Vater von drei Kindern und hat zwölf Enkelkinder.

„Ich habe bis 1944 in Munkács gelebt, war 16 Jahre alt, als ich deportiert wurde. Zuerst bin ich nach Auschwitz gekommen, dort war ich ein Jahr. Danach war ich in Mauthausen, Melk und Ebensee. In Ebensee bin ich dann befreit worden. Bei der Deportation waren wir 85 Leute aus der Familie, alle in einem Waggon. Zurückgekommen sind drei. Davon bin ich der einzige, der heute noch lebt.

Vor dem Krieg bin ich vier Jahre in die ungarische Schule gegangen, danach in die tschechische Schule. Meine Eltern sind beide in Munkács geboren, unsere Muttersprache ist Jiddisch – mein Vater war Chassid. Die Chassidim waren in Munkács sehr wichtig, der Munkácser Rav hatte viele Anhänger, aber es gab auch eine starke zionistische Bewegung. Zwischen den Gruppen gab es Spannungen, etwa als die zionistische hebräische Schule eröffnet wurde. Da hat der Munkácser Rav gedonnert und einen Fasttag verordnet. Nach dem Krieg war ich einmal dort,



Viktor Klein wurde in Munkács geboren und lebte dort bis zu seiner Deportation im Jahr 1944.

vor vier, fünf Jahren, zusammen mit meinen Kindern. Es gibt zwar jetzt wieder eine Synagoge, aber das ist gar nichts. Es leben heute nur sehr wenige Juden in Munkács, vielleicht hundert. Eine ganz kleine Gemeinde. Munkács ist für mich nur mehr die Erinnerung an den Ort, an dem ich geboren bin. Aber ich bin weiterhin verbunden mit den Leuten, die von dort kommen und die wissen, was es bedeutet, wie wichtig Munkács ist für das Judentum. Vor einigen Jahren hatte ich die Idee, eine große Zusammenkunft von Munkácsern zu machen. Meine Jugendfreunde Jack Reis und Eugen Lipshitz haben das dann organisiert und finanziert, und so sind ungefähr 600 geborene Munkácser aus der ganzen Welt in New York zusammengekommen. Ich treffe auch jedes Jahr Munkácser und deren Nachkommen in Israel, zu Yom Hashoah. Man kann also sagen, trotz aller Flammen, die die Nationalsozialisten entzündeten, haben sie die Munkácser nicht vernichtet. Die Nachkommen, chassidische und zionistische, leben weiter. Munkács lebt weiter im Exil in Israel und Amerika.“

Herbert Langsner, ehemaliger Chefredakteur von *NEWS* und *Format*, arbeitet als selbstständiger Kommunikationsberater mit Schwerpunkt Wirtschaft und Recht in Wien. Er ist verheiratet und hat zwei Söhne.

„Für mich war Munkács von klein auf ein starker Begriff. Mein Vater kam aus Munkács, er wurde dort 1922 in eine religiöse Familie geboren. Seine Mutter starb im Munkácser Ghetto an Krebs. Mein Vater ist dann weg und hat es geschafft, in Ungarn unterzutauchen. Ein Bruder und eine Schwester meines Vaters konnten auch irgendwie wegkommen, der Rest der Familie wurde deportiert und ermordet.

Mein Vater kam dann über Prag nach Wien, wo er 1955 meine Mutter heiratete. In Wien hatte er etliche

Die chassidischen Traditionen existieren weiter, die größten Munkácsger Gemeinden befinden sich in Brooklyn, geleitet vom heutigen Munkácsger Rabbiner Moshe Leib Rabinovich.



Herbert Langsner in Yad Vashem. In Munkács war Langsner nie, in seiner Vorstellung hat er Munkács nie als Stadt, sondern eher als Shtetl gesehen.

Freunde aus Munkács, auch sein geschäftlicher Kreis bestand, zumindest in den 1950er- und 60er-Jahren, aus vielen Munkácsern. Er war nach dem Krieg noch einmal dort, ich glaube irgendwann in den 1970er-Jahren. Das war für ihn eher enttäuschend, alles war weg, das ganze Leben seiner Kindheit. Der Ort, an dem er aufgewachsen ist, war überhaupt nicht mehr wiederzuerkennen.

Ich selbst war noch nie dort, möchte aber auf jeden Fall hinfahren. Für mich war Munkács als Kind irgendwie sehr präsent, auch wenn ich keine bildliche Vorstellung hatte. Ich habe es immer mit Eis und Schnee verbunden, damit, dass man um fünf in der Früh einen langen Schulweg hat. Mein Vater sagte ja auch oft: „Ihr seid alle so verwöhnt! Ich war noch dankbar, dass ich in die Schule gehen durfte.“

In meiner Vorstellung habe ich Munkács eigentlich nie als Stadt gesehen, sondern eher als Shtetl. Aber natürlich war es eine Stadt. Ich habe mich erst später ein bisschen mehr damit beschäftigt, dass Munkács ein Zentrum des Chassidismus war. Mein Vater war auch ein sehr jüdisch-belesener Mann, hat aber nicht sehr religiös gelebt. Er hat nicht viel darüber gesprochen, aber ich glaube, es hatte

mit dem Tod seiner Mutter zu tun, der ihn sehr getroffen hat. Und natürlich mit dem Krieg. Die orthodoxe Munkácsger Tradition hat er jedenfalls nicht fortgeführt. Er hat den Sederabend gemacht, und zu Jom Kippur ist er in die Synagoge gegangen. Er war aber immer stolz, aus Munkács zu kommen, deshalb haben wir auch auf seinen Grabstein geschrieben ‚geboren in Munkács‘.“

Andrea Bronner ist Psychotherapeutin und Fachärztin für Neurologie in Wien.

„Die Familie meines Vaters stammt aus Munkács, er wurde dort geboren. Nach dem Krieg ist er noch einmal zurückgekehrt, hat festgestellt, dass niemand mehr dort war. Er ist dann nach Budapest gegangen und 1956 nach Wien gekommen.

Bei uns zuhause gab es eine starke ideelle Bindung zum chassidischen Judentum, ‚Munkács‘ wurde zur Metapher für Chassidismus. Mein Vater war ein großer Anhänger des Munkácsger Rebben, die Stadt selber hat ihn aber nicht angezogen. Munkács war für ihn kein romantischer Ort. Ich glaube, die Erinnerung war zweigeteilt, in einen realen Ort und eine Idee, ein verlorenes Zuhause. Der ideelle Aspekt war natürlich emotional aufgeladen, aber die Erinnerungen an den konkreten Ort waren keine guten. Er verband die Stadt mit schwerem Leben, mit Armut, und wollte damit nichts zu tun haben. ‚Bei uns in Munkács ist auch nicht mit goldenen Löffeln gegessen worden‘, das ist zu einem geflügelten Wort in unserer Familie geworden, auch ich selbst habe es später gegenüber meinen Kindern gebraucht.

In Wien gab es einmal eine Ausstellung zu Munkács, mit alten Fotos, ich war zuerst ganz begeistert, aber mein Vater hat das nicht geteilt. Ich selbst bin nie hingefahren, für mich war es auch nie ein wahnsinnig interessanter Ort. Ich glaube, meine Gene-

ration ist ja groß geworden mit dem Gefühl, sich bloß nicht an einen Ort zu binden – denn das kann gefährlich werden. Für mich ist Munkács irgendwie mit Winter assoziiert, kalt, eng, nicht schön – da gibt es keine romantische Verklärung.“

Daniela Segenreich, in Wien geboren und aufgewachsen, lebt seit 25 Jahren in Israel. Sie arbeitet als freiberufliche Journalistin und Kunsttherapeutin, ist verheiratet und hat zwei Töchter.

„Meine Mutter wurde 1923 in Munkács geboren. Ihre Familie hatte dort ein Haus und einen – wie sie es nannte – ‚Kolonialwarenhandel‘, ein Geschäft, wo es alles gab. Sie hat viel erzählt vom jüdischen Leben, immer betont, dass Munkács eine so wichtige Gemeinde war. Sie wusste auch, wer aller aus Munkács kam, wessen Eltern von dort stammten. In ihren Augen war das so etwas wie eine Auszeichnung, fast so eine Art jüdischer Adel.

Bis zum Krieg waren ihre Erinnerungen an Munkács sehr positiv, ihre Kindheit und Jugend scheinen sehr schön gewesen zu sein. Sie hat erzählt vom jüdischen Leben, das aber auch sehr städtisch war, Munkács war eine richtige Stadt. Die Familie hat ein Haus gekauft, wenn ich das richtig verstanden habe, war es das ehemalige Rathaus oder die Stadtverwaltung. Dort haben sie dann gewohnt und das Geschäft gehabt. Im Sommer ist man zum Fluss gegangen zum Schwimmen, man hat Tennis gespielt. Es gab eine große Familie – die Eltern hatten viele Geschwister, es gab Tanten, Onkels, Cousins und Cousinen. Meine Großeltern waren religiös, haben koscher gegessen und Schabbat gehalten.

Meine Mutter wurde 1944 deportiert, sie ist nach dem Krieg nie wieder in Munkács gewesen. Ich habe ihr einige Male vorgeschlagen, hinzufahren, weil sie eben auch so viel erzählt hat, aber sie wollte nicht. Vor allem we-



Daniela Segenreich war als Kind stolz, dass ihre Mutter eine Munkácserin war. Weil es eben für sie so wichtig war.

gen der Leute. Sie war sehr enttäuscht von den ehemaligen Nachbarn, die sie fallengelassen haben im Krieg. Sie erzählte zum Beispiel von einem Nachbarn, mit dem sie aufgewachsen ist, der sie dann von einem Tag auf den anderen nicht mehr begrüßt hat und auf die andere Straßenseite gegangen ist, wenn er sie sah.

Ich war als Kind irgendwie manchmal stolz, dass meine Mutter eine Munkácserin war, ohne genau zu wissen, warum – weil es eben für sie so wichtig war. Ich hätte damals mehr nachfragen sollen, das weiß man leider erst im Nachhinein. Für mich war Munkács jedenfalls immer ein emotional besetzter Ort. Ich habe mir gedacht, vielleicht einmal mit meinen Töchtern hinzufahren.“

Aviv Shir-On, geboren 1952 in Israel, ist seit 2009 Botschafter des Staates Israel in Österreich und Slowenien. Er trat 1978 in den diplomatischen Dienst ein und war unter anderem in Washington, Bonn und Bern tätig. Er ist verheiratet und Vater dreier Kinder.

„Munkács war in der Familie meines Vaters immer ein Thema. Es hat ihn

bis zuletzt beschäftigt, er hat in Israel auch immer Kontakt gehalten zu ungarischen und tschechischen Juden. Voriges Jahr ist er in Israel gestorben. Als 17-Jähriger überzeugter Zionist hat er Munkács 1937 verlassen, 1938 war er schon in Tel Aviv – er ging mit der Jugend-Aliyah nach Palästina. Seine Schwester und die Eltern blieben zurück, kamen nach Auschwitz. Sie haben überlebt, die Mutter und die Schwester kamen dann nach Israel. Sie sprachen viel von Munkács, wie es dort war, das Leben, die Menschen. Wenn davon die Rede war, von der Jugendzeit, war es immer schön und positiv besetzt. Sie sprachen untereinander aber immer Ungarisch, ich leider nicht, und so habe ich auch vieles nicht verstanden.

Mein Vater ging in das hebräische Gymnasium – das war Teil seiner zionistischen Überzeugung. Er sprach Hebräisch, das war die Unterrichtssprache oder zumindest ein Unter-



Botschafter Aviv Shir-On besuchte vor kurzem Munkács, wo er auch vom Bürgermeister begrüßt wurde.

richtsfach. Als er nach Palästina kam, war das natürlich ein Vorteil. Er schloss sich dort der Jüdischen Brigade der britischen Armee an und ging in den Krieg nach Nordafrika gegen Rommel, dann über Italien Richtung Norden. Schließlich kam er über Holland als Besatzungssoldat nach Köln. Zurück in Palästina, kämpfte er dann von 1946 bis '48 gegen die Englän-

der – mit englischen Waffen und englischer militärischer Ausbildung – bis zur israelischen Unabhängigkeit. Nur fünf Stunden später gab es Krieg mit allen arabischen Nachbarstaaten, und mein Vater wurde Soldat in der israelischen Armee. Später ging er in eine Bank und bekam eine Stelle in Ashkelon, dort bin ich dann auch aufgewachsen.

Vor einem Monat war ich in Munkács. Mein Vater hat immer davon gesprochen, ich wollte gerne einmal mit ihm hinfahren, aber er war gesundheitlich nicht mehr in der Lage dazu. Jetzt war ich mit meiner Frau dort. Bei Diplomaten ist es ja so, dass man immer jemanden kennt, und ich habe meinem ukrainischen Kollegen gesagt, dass wir nach Munkács kommen, da mein Vater dort geboren ist. Ich hab von ihm nichts verlangt, aber er hat auf eigene Initiative den Bürgermeister angerufen, und mein Besuch wurde ein semi-offizieller Besuch mit Programm, Empfang vom Bürgermeister, mit allem Drum und Dran.

Ich war eigentlich positiv überrascht. Erst einmal dachte ich, dass Munkács ein kleines Dorf ist, aber es ist eine Stadt mit 85.000 Einwohnern. Das Leben ist dort zum Teil wie vor 40, 50 Jahren, zum Teil aber auch ziemlich modern und schön. Ich habe versucht, die Häuser der Familie zu besuchen, aber ohne meinen Vater konnte ich sie nicht mit Sicherheit finden. Am letzten Tag von Sukkot, Simchat Tora, war ich in der Synagoge – es ist mehr ein Gebetsraum als eine richtige Synagoge. Wir haben gebetet, es war ein bisschen armselig zu sehen, dass an einem jüdischen Feiertag vielleicht 15 Leute kommen. Aber es gibt eine Gemeinde, wenn man so will – wenn auch weit entfernt von dem, was dort einmal war. Man kann sagen, es gibt immer noch jüdisches Leben in Munkács. Nicht das, was ich mir als Jude wünschen würde, aber immerhin etwas.“

Die Welt mit eigener Wahrheit verändern

Mit verschiedenen Vorträgen und Schreibworkshops bemüht sich Rebecca Walker darum, dass Menschen durch ihre eigene Wahrheit wichtige Themen ansprechen, etwas bewegen und damit die Welt verändern.

VON IDA LABUDOVIĆ (INTERVIEW) UND DAVID FENTON (FOTOS)

ÜBERSETZUNG: KITTY WEINBERGER

Mehr als ein halbes Jahr hat es gedauert, einen Gesprächstermin mit ihr zu bekommen. Walkers Programm ist dicht, sie lebt intensiv. Beim Interview war es in Wien früh am Morgen, auf Maui in Hawaii später Abend. Eine angenehme Stimme und das Gefühl, mit jemand Nahestehendem zu sprechen, waren die ersten Eindrücke. Das NU-Interview mit der Bestsellerautorin über ihre schwarz-jüdische Identität, Erfahrungen und ihren Alltag.

NU: Darf ich Sie fragen, Frau Walker, was Sie gerade machen, wie ist es auf Maui?

Walker: Jeden Abend vor dem Schlafengehen lese ich meinem achtjährigen Sohn eine griechische Sage vor. Wir leben hier im tropischen Regenwald auf Maui, es regnet jeden Tag ein paar Stunden und alles ist sehr grün. Hier gibt es aber nicht so viele künstlerische Anregungen. Vor kurzem war ich in Los Angeles, und da wurde mir bewusst, wie sehr ich die Stadt und den Kontakt zu anderen Künstlern vermisse. Die Stadt schärft meinen Geist, das Land beruhigt meine Seele.

Sie halten zahlreiche Reden auf der ganzen Welt und haben sich den Satz Kennedys angeeignet: „Der einzige

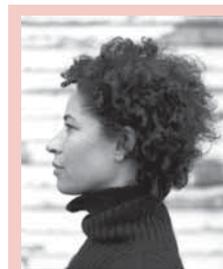
Grund, eine Rede zu halten, ist, die Welt zu ändern.“ Was wollen Sie erreichen, wie wollen Sie die Welt ändern?

Ich möchte, dass alle Menschen ein Leben ohne Terror, ohne Hunger und ohne Missbrauch leben können, dass alle ihre Geschichte und Erfahrungen wahrheitsgetreu erzählen können, so dass sie eine zweite Chance bekommen und ihre Zukunft neu gestalten können. Ihnen bewusst machen, dass sie die Macht haben, sich zu ändern. Im Laufe der Jahre habe ich begonnen, über Rassismus, Geschlechterrollen, Sexismus, Homophobie und alle anderen Identitäten, die wir haben, zu sprechen. Was ist eine Identität, wollen wir wirklich in eine Identität investieren, die andere in uns projizieren, und wie können wir uns davon befreien?

Da sich Ihre Eltern scheiden ließen, lebten Sie als Kind teilweise mit Ihrer afroamerikanischen Mutter und teilweise mit Ihrem jüdischen Vater. Sie haben auch ein Buch über das Aufwachsen als Schwarze, Weiße und Jüdin geschrieben. Welche Identität haben Sie bei sich entwickelt?

Ich hatte ein Leben als schwarze Amerikanerin und als weiße Jüdin. Mei-

ne Eltern lernten sich in den 60er-Jahren in der Bürgerrechtsbewegung in Mississippi kennen, verliebten sich und heirateten, als es noch illegal war. Als ich acht Jahre alt war, ließen sie sich scheiden. Meine Mutter ging



REBECCA WALKER

ist US-amerikanische Schriftstellerin und politische Aktivistin. Sie hat den Begriff „third-wave feminism“ (Dritte Welle des Feminismus) eingeführt. Als Tochter der afroamerikanischen Schriftstellerin, Pulitzer-Preisträgerin und Feministin Alice Walker (*Die Farbe Lila*, 1985 von Steven Spielberg verfilmt) und des jüdischen Rechtsanwalts Melvyn Leventhal wurde Rebecca im Jahr 1969 in Mississippi geboren. Über ihre prägenden Erfahrungen erschien im Jahr 2000 ihre Autobiographie *Black, White and Jewish*, die zum Bestseller wurde. Neben ihrer politischen und schriftstellerischen Tätigkeit und TV-Auftritten bei CNN und MTV publiziert sie in US-Medien und hält Vorträge und Seminare auf der ganzen Welt.

In der Familie meines Vaters gibt es eine starke osteuropäisch-ashkenasische kulturelle Identität, mit der ich mich sehr identifiziere. Es zeigt sich manchmal daran, wie ich mich äußere und wie ich an Dinge herangehe.

nach San Francisco und mein Vater nach New York; es war sehr schwierig für mich, hin und her zu fahren. Ich schreibe in meinem Buch über die Probleme einer wechsellvollen Identität und über die Selbstfindung in diesem turbulenten Hin und Her zwischen Menschen, die mich nach ihren Vorstellungen formen wollten. Ich dachte, dass ich ihnen gefallen müsse; das war sehr verwirrend. Das Gute beim Schreiben ist, dass man all den Schmerz und die Verwirrung niederschreiben kann. Ich habe viel an mir gearbeitet, um mich selbst zu erkennen; schwarz oder jüdisch sind nicht mehr die dominierenden Identitäten. Ich sehe mich als Schriftstellerin, Mutter, Partnerin oder Lehrerin, als einen Menschen, der sich engagiert und schöpferisch arbeitet. In der Familie meines Vaters gibt es allerdings eine starke osteuropäisch-ashkenasische kulturelle Identität, mit der ich mich sehr identifiziere. Es zeigt sich manchmal daran, wie ich mich äußere und wie ich an Dinge herangehe. Aber es ist mehr eine kulturelle als eine religiöse oder spirituelle Identität.

Es gibt noch ein Buch von Ihnen, *Baby Love*, über Ihren Traum, Mutter zu werden, ein Kind zu bekommen. Was waren ihre Gefühle und Erfahrungen während dieses Abschnitts?

Alle Erfahrungen sind wahr und unwahr, ideal und nicht ideal. Ich hatte eine sehr romantische Vorstellung, wie ich schwanger werden wollte, durch die perfekte Liebe und ohne Probleme. Mein Traum war sehr intensiv und mein Wunsch sehr stark; ich bin froh, dass er mich bis hierher geführt hat, aber er war trotzdem idealisiert. Während der Schwangerschaft war es wunderbar, ein neues Lebewesen in meinem Körper zu spüren. Ich war allerdings während meiner Schwangerschaft krank, die Geburt war sehr schmerzhaft, aber es war wieder eine Mischung aus Freu-

de und Kampf. Auch jetzt als Mutter empfinde ich Freude, wenn ich meinen Sohn betrachte, aber auf der anderen Seite mache ich mir Sorgen um ihn. Mutter zu sein ist eine Herausforderung.

Apropos Mutter: Sie waren ein Teenager, als das Buch Ihrer Mutter Alice Walker *The Color Purple* von Steven Spielberg verfilmt wurde. Was haben Sie für Erinnerungen daran?

Das Beste war, dass ich Produktionsassistentin war. Damit hat meine Erfahrung mit dem Fernsehen begonnen. Ich habe anschließend bei einigen Filmen mitgearbeitet und jetzt, da ich zum Fernsehen zurückgekehrt bin, erkenne ich, dass einige meiner wichtigsten Freundschaften aus der damaligen Zeit stammen. Obwohl ich so jung war, lernte ich viel und es war eine aufregende Zeit.

Sie sind bekannt als innovativ und liberal, Sie haben den Begriff „third-wave feminism“ (Dritte Welle des Feminismus) geprägt. Können Sie erklären, was Sie damit meinen und wie Sie dazu kamen?

In den frühen 90er-Jahren wollte ich eine Organisation gründen, die ältere und jüngere Frauen zusammenbringt, und den jungen Frauen die Bedeutung der Menschenrechte näherbringen. Ich dachte nicht nur an die Bedürfnisse der Frauen, sondern wollte die Welt wieder in ein Gleichgewicht der Geschlechter, Rassen, wirtschaftlichen und sozialen Gerechtigkeit setzen. Die dritte Welle des Feminismus sollte eine Brücke zwischen älteren und jüngeren Frauen bilden und sie zu mehr Aktivismus in Bewegungen für soziale Gerechtigkeit führen.

Sie schreiben Bücher, bloggen, sind Herausgeberin von *Ms*, halten Vorträge und leiten Workshops. Wie bringen Sie das alles unter einen Hut?

Ich gehe von einem zum nächsten. Ich bin so viel wie möglich anwesend.

Das verlangt viel Selbstbeobachtung und Arbeit an mir selbst.

Wie arbeiten Sie an sich selbst?

Ich studiere seit 20 Jahren Buddhismus, und das nimmt einen großen Teil meiner Zeit in Anspruch. Im College habe ich Psychotherapie und Psychiatrie belegt und kann daher mit vielen Dingen zurechtkommen. Ich schreibe, ich bin kreativ, das hilft mir, ehrlich zu mir selbst zu sein und mit der Realität des Lebens fertig zu werden. Beim Schreiben bin ich allein, unterrichten ist dynamisch und aufregend. Meine Arbeit hat nur dann Sinn, wenn sie auf andere Menschen hinwirkt.

Vor einiger Zeit schrieb das *Time Magazine*, dass Sie eine der 50 einflussreichsten amerikanischen Führungspersönlichkeiten unter 40 sind, und die League of Women Voters (Liga der Wählerinnen) ehrte Sie mit dem Titel „Woman who could be president“ (Frau, die Präsidentin werden könnte). Wie sehen Sie die USA heute und was würden Sie tun, wenn Sie Präsidentin wären?

Unser Bildungssystem versagt, auch unser Wirtschaftssystem, die Kluft zwischen Reich und Arm wächst ständig. Aber andererseits legalisieren wir homosexuelle Ehen und haben einen schwarzen Präsidenten. Ich würde an diesen Fortschritten weiterarbeiten, für ein besseres Gesundheits- und Bildungssystem und bessere Lebensmittel sorgen. Auch wenn man der mächtigste Mensch der Welt ist, ist es schwierig, etwas zu ändern. Ich würde sicherlich meinen Überzeugungen treu bleiben, aber ich würde diesen Job ohnehin nicht haben wollen.

Der Satz „Offenheit ist unser größter menschlicher Schatz“ enthält eine Reihe von Botschaften und ist auch Ihr Motto. Was bedeutet er tatsächlich für Sie?

Wir vergessen, dass wir das Potenzial haben, uns eine bessere Zukunft vorzustellen, dass wir die Fähigkeit besitzen, uns zu verändern und unser Leben anders zu leben, als es von unseren Eltern und Lehrern vorgegeben wurde. Wir vergessen, dass wir Veränderungen gegenüber offen sein können.

Mit Ihren Workshops über das Memoirenschreiben versuchen Sie den Menschen offen für seine eigene Wahrheit zu machen. Haben Sie spezielle Methoden, mit Studenten zu arbeiten?

Wir behandeln verschiedene Elemente von Memoiren. Ich versuche viel Freiheit für die wahren Geschichten zu geben. Wenn Menschen die Wahrheit erzählen, können sie damit die Welt verändern. Menschen spüren instinktiv, wenn sie die Wahrheit hören. Fast alle Bewegungen für gesellschaftliche Veränderungen in Amerika begannen mit biographischen Texten – sei es über Vergewaltigungen, Einweisung in psychiatrische Anstalten, Diskriminierung, Lynchjustiz. Man schreibt nicht nur darüber, sondern verwandelt das Material in Kunst.

Sie wurden eingeladen, zum Writers' Studio nach Wien zu kommen, doch der Workshop kam nicht zustande. Werden Sie wieder nach Wien kommen?

Ich hoffe, dass ich wieder eingeladen werde. In Europa denkt man, es sei narzisstisch, über die eigenen Erfahrungen zu schreiben. Die Menschen glauben, dass ihre eigene Geschichte nicht so wichtig ist wie das Ganze. Sie wollen nicht so individuell sein, und das hält sie davon ab, die Wahrheit zu schreiben. Ich hoffe, dass der Workshop in Wien doch noch zustande kommt und dass es eine Übersetzung meiner Bücher ins Deutsche geben wird, vor allem von *Black, White and Jewish*.





Fotos: Ian Ehm, Christian Pichler

Herr Kurt schätzt wien.at. Weil er darin alle Neuigkeiten aus seinem Grätzl erfährt. Zum Beispiel, dass es bei ihm ums Eck jetzt eine neue Spielanlage gibt. Da möchte er mit seinem Enkel hin. Außerdem hat das „Infoblatt der Stadt“ immer viele tolle Veranstaltungstipps zu bieten. Und auf 32 Seiten gibt es aktuelle Berichte aus Wien, Infos über das Serviceangebot der Stadt und zahlreiche Gewinnspiele. Jedes Monat geht die Zeitung kostenlos an alle 950.000 Wiener Haushalte.

Infos aus erster Hand

Von aktuellen Nachrichten aus den Grätzeln über Services der Stadt Wien bis zu Treffen mit Stars: Die wien.at-Medienfamilie informiert und unterhält. Kostenlos. In Wort, Bild und Video.

Wissen, was in der Stadt passiert. Vom Stadtplan über wien.at-TV bis zur Veranstaltungsdatenbank: Der Internet-Auftritt der Stadt Wien bietet genau das, was Ihnen weiterhilft. Von Anlaufstellen, Öffnungszeiten über wien.at-TV-Videos bis Broschüren. Weiterer Bonus: Amtswege virtuell erledigen. Dafür gibt es rund 230 Online-Abwicklungen – von Gewerbe bis Hundeanmeldung. wien.at online ist auch in der Mobilversion verfügbar. **Mit dem Club wien.at stets dabei.** Gewinnspiele, Vergünstigungen, Events: Mehr als 100.000 Mitglieder

wissen, der Club wien.at ermöglicht kostenlos einen Blick hinter die Kulissen. Ob Klimt-Schau, Konzert oder Kabarett. Alle Veranstaltungen, Partner und Termine findet man auf der Internetseite oder auf Facebook. **Gratis Lesestoff.** Die Magazine der Stadt erscheinen vier Mal im Jahr: Informativ, spannend und gratis.

- www.wien.at, www.clubwien.at, www.facebook.com/Clubwienat, www.forschen-entdecken.at, www.kinder-co.at, www.lebenfreude.at, www.cityandlife.at



WIEN. DIE STADT FÜRS LEBEN.



Alles über das umfassende Medien-Angebot der Stadt Wien auf einen Blick. Scannen Sie mit Ihrem Handy einfach diesen QR-Code. Er führt Sie direkt zur Abo-Seite der wien.at-Medienfamilie.

Stadt Wien
Wien ist anders.
Bezahlte Anzeige



Das Beste aus 50 NU-Ausgaben

Jedes dritte Monat im Jahr, zwölf Jahre lang, Ausgabe für Ausgabe: Kontinuität und Konsequenz bis zur 50. Ausgabe. Diese Zahl bedeutet für uns Erfolg und Ausdauer, Qualität und Enthusiasmus, Ideen sammeln und umsetzen. Mit Liebe zum Wort, zur Wahrheit. Aus der Feder von Journalisten, die Expertise und Wissen haben und jüdische Werte schätzen. Wir haben für Sie nachgelesen und die Highlights der bisher erschienenen Ausgaben in einer Rückschau zusammengestellt.

VON GESINE STERN

**SIEBEN GENERATIONEN,
BIS DIE SHOAH BERWUNDEN IST**

Die Schriftsteller Robert Schindel und Robert Menasse im Doppelinterview



April 2000

Die „Nullnummer“ erscheint unter dem Titel NU – News über uns. Auf acht Seiten informiert NU über Missstände in der Kultusgemeinde. Wer hinter NU steht, ist zu diesem Zeitpunkt für den Leser nicht erkennbar, die Redaktion hält sich bedeckt. Als Herausgeber wird die „Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum“ mit einem Postfach im ersten Bezirk genannt. Einzig Martin Engelberg unterzeichnet einen Kommentar mit seinem Namen. Mit Kritik an dem zu diesem Zeitpunkt seit zwei Jahren im Amt stehenden IKG-Präsidenten Ariel Muzicant hält er nicht zurück.

Ausgabe Nr. 5 (September 2001)

Mit den Worten „Nu, da sind wir wieder“, meldet sich die Redaktion nach einer längeren Findungsphase zurück. Auf 20 Seiten gibt es unter anderem ein Doppelinterview von Helene Maimann mit Robert Menasse und Robert Schindel zu lesen, sowie schon hier erstmals Erwin Javors „Alltagsgeschichten“ – die damit älteste NU-Kolumne.

NU erscheint jetzt regelmäßig viermal im Jahr zu den jüdischen Feiertagen sowie im Sommer. Um die Schlussredaktion kümmert sich Saskia Schwaiger. Ab der nächsten Ausgabe Nr. 6 hat NU einen Verkaufspreis und kostet € 0,75.

Ausgabe Nr. 6 (Dezember 2001)

Peter Rigaud fotografiert erstmals für NU.

Ausgabe Nr. 7 (März 2002)

Peter Menasse wird Chefredakteur.

Ausgabe Nr. 8 (Juni 2002)

Der Wiener Bürgermeister Michael Häupl äußert sich im Interview mit Petra Stüber zum „Haus der Geschichte“. Mit dieser Ausgabe nimmt NU seinen Platz in der österreichischen Medienlandschaft

ein, das Häupl-Interview erfreut sich einer starken medialen Beachtung: APA, Kurier, Krone und Wiener Zeitung bringen Auszüge daraus.

In der nächsten NU-Ausgabe heißt es im Editorial: „Besonders gefreut haben wir uns über einen langen Artikel in der Wiener Stadtzeitung ‚Falter‘, der NU bescheinigte, mit ‚spannenden Reportagen im Spitzenfeld österreichischer Medien mithalten‘ zu können.“

Ausgabe Nr. 10 (November 2002)

Start von „Dajgezzen und Chochmezzen“, dem beliebten und in dieser Form einzigartigen Zwickkommentar von Erwin Javor und Peter Menasse.

Ausgabe Nr. 13 (September 2003)

Schwarzeneggers Mentor Alfred Gerstl im Interview mit Helene Maimann. Gerstl erinnert sich im Gespräch, wie der junge Arnold Schwarzenegger 1964 in Graz beteiligt war, einen Aufmarsch von Neonazis auseinanderzutreiben. Die Geschichte erscheint mitten in Schwarzeneggers Wahlkampf um das Amt des Gouverneurs von

Kalifornien und just zu dem Zeitpunkt, als Arnold Schwarzenegger wegen angeblicher antisemitischer Aussagen unter Beschuss steht. Eine Kurzmeldung der Austria Presse Agentur wird von der internationalen Nachrichtenagentur Reuters aufgegriffen und löst eine überwältigende Resonanz aus. Binnen kürzester Zeit ist NU in aller Munde. Es berichten unter anderem: der britische Guardian, New York Daily News, die südafrikanische Sunday Times, Los Angeles Times, RTL-Online und Focus Online.

Ausgabe Nr. 14 (Dezember 2003)

In der nächsten Ausgabe bringt NU gleich eine weitere schlagkräftige Geschichte, diesmal von Chefredakteur Peter Menasse selbst: Ihm sind Dokumente übergeben worden, denen zu entnehmen ist, dass sich der österreichische Wunderteam-Fußballer Matthias Sindelar 1938, wenige Monate vor seinem Tod, im Zusammenspiel mit den Nazi-Behörden ein jüdisches Kaffeehaus in Wien angeeignet hat. Auch hier greifen zahlreiche Medien den Artikel auf und berichten, zum Teil noch Jahre nach Erscheinen, mit



Nennung von NU über diesen Teil der österreichischen Fußball-Geschichte.

Ausgabe Nr. 15 (1/2004)

Danielle Spera und Peter Rigaud fliegen nach Amsterdam, um den Schriftsteller Leon de Winter zu interviewen.

Die NU-Rätseltante Michi Spiegel nimmt ihre Arbeit auf und liefert erstmals „Rätselhaftes in Jiddisch (und anderen Sprachen)“.

Ausgabe Nr. 19 (1/2005)

NU bekommt ein neues Layout, das mit der Schmuckfarbe Rot im Wesentlichen bis heute Bestand hat. Preis pro Heft seit einem Jahr: € 3,-.

Ausgabe Nr. 23 (1/2006)

Barbara Tóth übernimmt die Schlussredaktion und führt die beliebten Memos ein.

Ausgabe Nr. 25 (3/2006)

Anlässlich der 25. Ausgabe lädt Herausgeber Erwin Javor Freunde und Unterstützer von NU zum Fest ins stadtTheater walfischgasse.

Ausgabe Nr. 26 (4/2006)

Start der Serie über jüdische Museen, mit nunmehr 25 Folgen die längste NU-Serie.

Ausgabe Nr. 27 (1/2007)

Eine weitere Serie geht an den Start: In drei Folgen porträtiert Martin Engelberg die Rabbiner von Wien.

Ausgabe Nr. 31 (2/2008)

NU-Artdirector Richard Kienzl übernimmt die Gestaltung des Heftes.

Ausgabe Nr. 32 (3/2008)

„Rätselhaftes in Jiddisch“ wird zu „Suchbild auf Jiddisch“.

Ausgabe Nr. 35 (1/2009)

Neue Serie „Jüdisches Handwerk in Wien“: In fünf Folgen porträtiert

Peter Menasse den Schuster David Malajev, den Hutmacher Shmuel Shapira, den Tischler Shimon Gennin, den Taschenmacher Rudolf Horn sowie den Kürschner Robert Liska.

Start der Kolumne „Milchig und fleischig“ von Helene Maimann: sechs Geschichten mit Rezepten aus der jüdischen Küche.

Ausgabe Nr. 36 (2/2009)

Erwin Javor schreibt erstmals seine wunderbaren „Mammeloschn“.

Die NU-Autorinnen und -Autoren bekommen eine eigene Seite und werden je mit einem Bild und Kurzbiografie vorgestellt, außerdem gibt es eine bebilderte Rückschau auf



IM GESPRÄCH MIT **AMOS OZ**

das NU-Sommerfest am Wiener Tel Aviv Beach.

Ausgabe Nr. 38 (4/2009)

Sonst stellt sie die Fragen, diesmal gibt sie Antworten: Danielle Spera, designierte Direktorin des Jüdischen Museums Wien im Interview mit Rainer Nowak und Barbara Tóth.

Ausgabe Nr. 40 (2/2010)

Georg Markus berichtet in vier Folgen über Begegnungen mit berühmten Juden.

Außerdem neu ist die Serie „Erzählen Sie mir“: Ruth Eisenreich interviewt in vier Folgen betagte jüdische Frauen über ihr Leben nach 1945.

Und schließlich: Anlässlich 10 Jahre und 40 Ausgaben NU wird mit zahlreichen hochkarätigen Gästen im stadtTheater walfischgasse gefeiert.

Ausgabe Nr. 45 (3/2011)

NU erlebt einen „Relaunch“, in dessen Folge versucht wird, die Ressorts zu ordnen. Mit einem neu eingeführten Leitartikel eröffnet zudem der Chefredakteur das Heft.

Ausgabe Nr. 47 (1/2012)

Start der Serie „Unterwegs mit“: Jüdische Persönlichkeiten zeigen sich an Orten und in Situationen, die auf den ersten Blick überraschend sind, aber viel über sie aussagen. Neu ist außerdem der Schwerpunkt Nahost.

Ausgabe Nr. 49 (3/2012)

Ida Labudović übernimmt die Schlussredaktion.

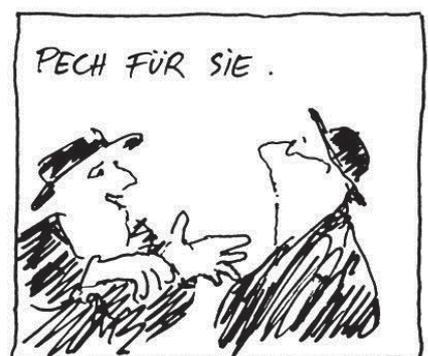
Haben Sie eine ganz andere Lieblingsgeschichte?

Schreiben Sie uns doch: office@nunu.at

Die jüdische Witze thematisieren jüdisches Leben, Tradition und behauptete jüdische Eigenschaften. Hauptsächlich sind sie da, um über das eigene Schicksal und sich selbst lachen, aber auch nachdenken zu können.

In seinem Buch *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*, veröffentlicht im Jahr 1905, schreibt Sigmund Freud:

Die Witze, die von Fremden über Juden gemacht werden, sind zu allermeist brutale Schwänke, in denen der Witz durch die Tatsache erspart wird, dass der Jude den Fremden als komische Figur gilt. Auch die Judenwitze, die von Juden herrühren, geben dies zu, aber sie kennen ihre wirklichen Fehler wie deren Zusammenhang mit ihren Vorzügen, und der Anteil der eigenen Person an dem zu Tadelnden schafft die sonst schwierig herzustellende subjektive Bedingung der Witzarbeit. Ich weiß übrigens nicht, ob es sonst noch häufig vorkommt, daß sich ein Volk in solchem Ausmaß über sein eigenes Wesen lustig macht.



In den nächsten Ausgaben werden wir Ihnen **Ruth und Charles Lewinskys** Autoren-Comics präsentieren. Wir beginnen mit dieser Chanukka Kohnversation und wünschen Ihnen **Chag Sameach!**

Venedig: Das erste Ghetto der Geschichte

Eine Tour durch das Ghetto von Venedig, wo einst mehr als 5000 Juden lebten: Zu den Wurzeln des Begriffs „Ghetto“, der Entstehungsgeschichte seiner fünf Synagogen und einer bemerkenswerten Sammlung im Jüdischen Museum.

VON IDA LABUDOVIĆ (TEXT UND FOTOS)

Ein Spaziergang durch Venedig beginnt meist auf der Riva, dem Kai in der unmittelbaren Nähe des Markusplatzes. Von dort führt der Weg zum Ghetto am anderen Ende der Stadt vorbei an vielen Sehenswürdigkeiten Venedigs, bevor man in den dicht besiedelten Stadtteil Cannaregio gelangt: einfache Häuser, keine glamourösen Geschäfte oder Luxushotels. Über eine schmale Brücke betritt man das Ghetto Nuovo mit seiner jahrhundertelangen Geschichte. Es ist eine ruhige Gegend mit wenigen Touristen, einigen Bäumen und kühlendem Schatten auf der Piazza, wo der Rundgang durch das Jüdische Museum von Venedig beginnt.

Flankiert von zwei der ältesten Synagogen Venedigs, liegt das kleine, aber reiche Museum, das nächstes Jahr 60 Jahre alt wird, an einem einzigartigen Standort. Die Präsentation verschiedener alltäglicher und ritueller Objekte, die in Venedig in Verwendung waren, folgt einem klassischen Konzept: Von Silberleuchtern und Thora-Mänteln bis hin zu Manuskripten belegt die Sammlung ein



Flankiert von zwei der ältesten Synagogen Venedigs, liegt das kleine, aber reiche Jüdische Museum an einem einzigartigen Standort.

intensives jüdisches Leben, das sich zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert innerhalb der Mauern des Ghettos abspielte.

Im alten Teil des Museums betritt man zwei Räume. Im ersten Raum befinden sich an den Wänden Vitrinen mit den verschiedensten Objekten, die für die jüdischen Feiertage genutzt wurden. In der Mitte stehen vier imposante Säulen mit wertvollen Thora-Kronen. Diese Säulen schaffen eine visuelle Perspektive zum Ehrenplatz, wo sich die Sefer Thora mit den fünf Büchern Mose befindet.

Das zweite Zimmer zeigt eine bewundernswerte Kollektion an Textilien, Parochetim, Vorhängen für den Thoraschrein und Thora-Mänteln. Materialien wie Samt und Seide in kräftigen Farben wurden mit goldenen und silbernen Nähten geschmückt.

Besucher mit Aramäisch-Kenntnissen können hier auch aus reich verzierten Ketubbas, jüdischen Eheverträgen, vieles über die zum Schutz

der Ehefrau geltenden Regeln für jung verheiratete Paare erfahren.

Der neue Museumsteil

Nach einer Idee von Museumsdirektor Umberto Fortis wurde ein neuer Museumsteil geschaffen. Große Wandtafeln zeigen das Ghetto und die Zuwanderung verschiedener jüdischer Gruppen aus dem deutschsprachigen, italienischen und levantinischen Raum. Die Beschreibungen ihrer Geschichte und Gebräuche sind mit Dokumenten und rituellen Objekten illustriert.

Ein Bereich des neuen Museumsteils ist dem jüdischen kulturellen Leben gewidmet, darunter auch der Buchproduktion, die durch wertvolle Editionen bekannt wurde. Zwei berühmte venezianische Persönlichkeiten werden hier gewürdigt: Rabbiner Leon Modena und die von ihm geförderte Dichterin Sara Copia Sullam, geboren gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Sie und ihr Ehemann führten ein offenes Haus, in dem Künstler und Intellektuelle zu Gast waren. Vier Jahre lang stand Sara Sullam in Korrespon-

denz mit dem Genueser Diplomaten und Literaten Ansaldo Ceba, dessen Werk sie tief bewunderte, den sie aber nie kennenlernte. Der intensive Briefwechsel hatte seine Folgen, es entwickelte sich eine Liebe daraus. Aus dem Dichter Ceba wurde ein Mönch, der versuchte, Sarah zum Christentum zu bekehren, was ihm aber misslang.

Am Ende des Museumsrundgangs erfährt man mehr über die Stellung der Juden in der venezianischen Gesellschaft, ihre Unterdrückung und den Beginn der Nazi-Ära. Die Deutschen okkupierten Venedig im September 1943 und begannen auch hier mit der sogenannten „Endlösung der Judenfrage“. Der damalige Präsident der Jüdischen Gemeinde, Giuseppe Jona, vernichtete die Listen mit den Namen der Gemeindemitglieder und setzte sofort danach seinem Leben ein Ende. Die meisten Juden aus dem venezianischen Ghetto wurden ins Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau verschickt.

Ghetto, Synagogen und ihre Gemeinden

Mit Francesca Fila beginnt erst die richtige Ghetto- und Synagogentour: Die junge Italienerin führt souverän durch die fünf Synagogen, die innerhalb des Ghettos nahe beieinander liegen. Mit ihrem italienischen Akzent schildert Fila auf Englisch die Geschichte der ersten Siedlungen und wie das Wort Ghetto entstand. Was die Fremdenführer des Jüdischen Museums in Venedig von anderen Berufskollegen unterscheidet, ist, dass sie ihre Prüfung beim Oberrabbiner von Venedig ablegen müssen.

Zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert lebten etwa 5.500 Juden im Ghetto, heute sind es weniger als 500 in ganz Venedig. Die ersten hier ansässigen Juden waren Aschkenasim aus Mitteleuropa. Als die Zahl der

Große Wandtafeln zeigen das Ghetto, seine Persönlichkeiten und die Zuwanderung verschiedener jüdischer Gruppen.



SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 49 Amsterdam
 NU 48 Istanbul
 NU 47 Casablanca
 NU 46 Wien
 NU 45 Melbourne
 NU 44 Eisenstadt

NU 43 Philadelphia
 NU 42 Frankfurt
 NU 41 Bratislava
 NU 40 Rom
 NU 39 Südafrika
 NU 38 Oslo

NU 37 Sarajevo
 NU 36 Barcelona
 NU 35 Kopenhagen
 NU 34 London
 NU 33 Hohenems
 NU 32 Buenos Aires

NU 31 Wien
 NU 30 Basel
 NU 29 Sydney
 NU 28 München
 NU 27 Berlin

Juden immer weiter zunahm und ihre Ansiedlung an Bedeutung gewann, entschied sich die Republik, ihr Dasein zu regulieren, und zwar im Gießereiviertel „geto“. Durch einen Erlass wurde den Juden am 29. März 1516 ein fester Wohnsitz auf dem Gebiet des Ghetto Nuovo zugewiesen. Die aschkenasischen Juden sprachen das Wort „geto“ als „ghetto“ aus – und gaben damit dem ersten europäischen Ghetto seinen Namen. In der Nacht war das Ghetto geschlossen, Boote mit christlichen Wachmännern patrouillierten auf den Kanälen. Das neue Ghetto mit dem irreführenden Namen Ghetto Vecchio wurde ab 1541 von levantinischen und sephardischen Juden bewohnt. Die Bezeichnung „vecchio“ (italienisch für alt) wurde schon vorher für diese Gegend benutzt. Venezianische Juden genossen vom 16. Jahrhundert bis Anfang des 19. Jahrhunderts eine einzigartige Rechtssicherheit, man gewährte ihnen sogar Schutz vor der Inquisition. Sie wurden aber wie überall in Europa stark besteuert.

Aus dem Museum betritt man direkt die zwei ältesten Synagogen Venedigs, die Scola Grande Tedesca und Scola Canton, die von aschkenasischen Juden benutzt und Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut wurden. Mit ihren acht Wandtafeln aus Holz, die Episoden aus der Bibel darstellen, ist die Scola Canton einmalig in Europa. Die Scola Italiana aus dem Jahr 1575 gilt mit ihren fünf großen Fenstern als die hellste. Zwei Synagogen aus der Neuzeit werden noch heute benützt: Die Scola Levantina mit ihrem kolossalen Zugang zur Bima (Lesepult) und die größte Synagoge in Venedig, die Scola Spagnola. Im 17. Jahrhundert wurde sie vom berühmten venezianischen Architekten Longena vollständig im Stil eines noblen Palastes umgebaut: Der Innenraum wurde mit vielfarbigem Marmor und vergoldeten Stu-



Vier imposante Säulen schaffen eine visuelle Perspektive zum Ehrenplatz, wo sich die Sefer Thora mit den fünf Büchern Mose befindet.

ckaturen ausgestattet sowie mit einer Säulenreihe, die an den Jerusalemer Tempel erinnern soll.

Nach einer Stunde geht die Tour mit Francesca Fila zu Ende. Über die schmale Brücke verlässt der Besucher das Ghetto. Aus einem offenen Fenster hängt eine Fahne mit hebräischen Buchstaben. Man hört die Menschen Iwrith sprechen und küsst eine Mesusa an der Wand, wirft einen letzten Blick in die Vergangenheit einer jüdischen Gemeinde, die bis heute ihre Kontinuität bewahrt hat.

Museo Ebraico di Venezia

Cannaregio 2902\b, 30121 Venezia
www.museoebraico.it

Öffnungszeiten:

1. Juni bis 30. Sept.: 10 bis 19 Uhr
 1. Okt. bis 31. Mai: 10 bis 18 Uhr

Eintrittspreise Museum und
 Synagogen-Tour:

8,50 EUR, ermäßigt 7,-- EUR

Eintrittspreise Museum:

3,00 EUR, ermäßigt 2,-- EUR

No Happy End

Vor siebzig Jahren patentiert und heute überall in der digitalen Welt:
Helene Maimann über die bahnbrechende Idee von
„Lady Bluetooth“ Hedy Lamarr.

VON HELENE MAIMANN

Erfinden kann man nirgends lernen. Es gibt unter den Erfindern geniale Tüftler ebenso wie kühle Wissenschaftler und versponnene Künstler. Man braucht dazu Phantasie und einen Blick für das Wesentliche. Und die Fähigkeit zu dem, was man Geistesblitz nennt. Eine der großen Erfinderinnen des vergangenen Jahrhunderts war Hedy Lamarr.

Heute sind Frauen in allen Forschungslabors der Welt tätig. Aber noch immer wird Erfinden als männliche Domäne gesehen. Daniel Düsentrub ist eine männliche Ente, und die hübsche Daisy Duck hat null Ahnung, wie die Welt funktioniert und warum.

Eine Erfinderin, die zugleich ein Filmstar war, wurde nicht ernst genommen. Das war das große Pech der Hedy Lamarr. Sie galt in den dreißiger Jahren als „schönste Frau der Welt“, nach ihrem Ebenbild zeichnete Walt Disney sein Schneewittchen. Sie scheiterte letzten Endes an ihrer leuchtenden Schönheit, hinter der sich eine ebensolche Intelligenz verbarg, und an ihrer Angst, diese Schönheit zu verlieren. An den Militärs, die ihre Idee in die Schublade legten. Und daran, dass sie keine große Schauspielerin war, aber eine Erfinderin, die erst

am Ende ihres Lebens anerkannt wurde.

Der Skandalfilm „Ekstase“

Als Hedwig Eva Maria Kiesler geboren wird, im Herbst 1914, dauert der Erste Weltkrieg erst wenige Monate. Die alte Welt bricht auseinander, aber davon merkt sie nichts. Ihre Eltern sind assimilierte Juden, der Vater, Emil Kiesler, ist Direktor der Wiener Creditanstalt Bankverein, die Mutter Gertrude Lichtwitz Konzertpianistin. In ihrem Döblinger Haus verkehrt die kulturelle Elite. Hedy wächst privilegiert auf wie wenige andere Kinder. Emil Kiesler ist vernarrt in seine bildhübsche und selbstbewusste Tochter. Überallhin nimmt er sie mit und erklärt ihr die Welt, vor allem ihre technischen Zusammenhänge, „von der Druckerpresse bis zur Straßenbahn“, wie Hedy später erzählt.

Sie wird auf die besten Schulen geschickt, aber dort hält es sie nicht lange. Sie will unbedingt zum Film und ein großer Star werden, in Hollywood. Mit sechzehn bricht sie die Schule ab und wird Scriptgirl bei der Sascha Film in Sievering. Ihre Eltern geben zögernd nach, sie wissen, dass sie gegen dieses eigensinnige Mädchen keine Chance haben. Bald kommen die ersten Rollen, und 1932 spielt sie in dem Film *Ek-*

stase, einer tschechischen Produktion, die erste Nacktszene der Filmgeschichte. Und nebenbei auch gleich den ersten Orgasmus.

Es gibt einen weltweiten Skandal. Der Film wird auf der Biennale von Venedig gezeigt, gegen den Protest von Papst Pius XI. Die USA stellen ihn unter Zensur. Die Eltern sind schockiert. Die noch minderjährige Hedy ist ein Star, besser gesagt: ein Sexstar. *Ekstase* wird sie bis ans Ende ihrer Tage verfolgen.

Dann begeht sie einen kapitalen Fehler. 1933 heiratet sie Fritz Mandl, zwielichtiger Parvenü, Waffenproduzent und Chef der Hirtenberger Patronenfabrik. Mandl, Sohn eines jüdischen Vaters und einer katholischen Mutter, blendet die junge Frau mit seiner Energie, seiner Macht und seinem Reichtum und überredet sie, zu konvertieren, bevor er sie in der Karlskirche zur Frau nimmt. Dann kauft er sämtliche Kopien von *Ekstase* auf, die zu haben sind, verbietet Hedy jede weitere Filmerei und sperrt sie im Stadthaus am Schwarzenbergplatz und in der feudalen Villa Fegenberg in Schwarza am Gebirge regelrecht ein.

Dort treffen sich Waffenschieber aus halb Europa, denn Mandl pflegt enge Kontakte zu Mussoli-



FOTO ©: WIKIMEDIA

Eine Erfinderin, die zugleich ein Filmstar war, wurde nicht ernst genommen. Das war das große Pech der Hedy Lamarr. Sie galt in den dreißiger Jahren als „schönste Frau der Welt“, nach ihrem Ebenbild zeichnete Walt Disney sein Schneewittchen.

1932 spielt Hedy Lamarr in dem Film *Ekstase*. Der Film wird auf der Biennale von Venedig gezeigt, gegen den Protest von Papst Pius XI. Die USA stellen ihn unter Zensur. Die noch minderjährige Hedy ist ein Star, besser gesagt: ein Sexstar. *Ekstase* wird sie bis ans Ende ihrer Tage verfolgen.

ni und der ungarischen Horthy-Diktatur. Außerdem finanziert er die austrofaschistische Heimwehr und liefert gleichzeitig Waffen an die Nazis. Bei den Dinern mit deutschen Geschäftspartnern und Ingenieuren wird viel über Waffentechnik gesprochen. Eines ihrer Probleme ist: Wie kann man U-Boot-Torpedos so steuern, dass sie an ihr Ziel gelangen, ohne vorher unschädlich gemacht zu werden? Eine entscheidende Frage für jeden Seekrieg. Keiner kümmert sich um Hedy, die als Gastgeberin daneben sitzt. Aber sie spitzt die Ohren. Und hört, dass Torpedos mit Hilfe von Frequenzwahl über Funk gesteuert werden könnten. Das interessiert sie. Ende 1936, bei der Hirtenberger Weihnachtsgala, lernt sie Hellmuth Walter kennen, einen der führenden deutschen Waffenexperten. Er ist erstaunt, als sie ihn über den Stand der Torpe-

dosteuerung befragt, und erfreut, der schönen jungen Frau Auskunft geben zu können. Es ist ja die Frau Mandl, der er hier militärische Geheimnisse anvertraut.

Eintritt ins MGM-Studio

Ein halbes Jahr später packt sie ihre Sachen. Die endlosen Kämpfe mit ihrem Ehemann über seine Kontrollwut und ihr leeres Luxusleben haben die Ehe längst an die Wand gefahren. Hedy ist 22 und macht sich auf nach Amerika, nach Hollywood, mit einem Zwischenstopp in London. Dort lernt sie Louis B. Mayer kennen, den Chef der MGM-Studios, der zufällig auch gerade da ist. „Ich habe Ihren Film *Ekstase* gesehen“, sagt er. „Zeigen Sie ihn niemandem in Hollywood. Niemals. Den Hintern einer Frau darf nur ihr Ehemann sehen, aber nie das Publikum.“ Er gibt ihr einen Vertrag und einen neuen Namen: Lamarr.

Der Rest ist, was Hollywood anlangt, Filmgeschichte. Sie dreht einen Film nach dem anderen. Sie wird ein Superstar durch ihr blendendes Aussehen, ihre Mittelscheitel-Frisur, die sofort in Mode kommt, ihre tollen Hüte, ihre Eleganz. Aber den ganz großen Durchbruch schafft sie nicht. Sie spielt passable Rollen, doch meistens ist sie Dekoration für berühmte Herren: Clark Gable. Spencer Tracy. Robert Taylor. Charles Boyer. Das hängt nicht nur mit den Drehbüchern zusammen. Ihr Talent liegt ganz woanders.

Sie ist voll mit ihrer Karriere beschäftigt, als Hitler fast ganz Europa unterwirft. Im Sommer 1940 beginnen die Luftschlacht um England und der U-Bootkrieg, den die Wehrmacht gegen britische Schiffe führt. Hunderte Schiffe liegen bereits auf dem Grund des Atlantik, darunter einige Flüchtlingsschiffe. Hedy, mit technischem Verstand ausgerüstet und eine begabte Bastlerin, kann sich gut an die Gespräche im Haus Mandl erinnern. Gibt es eine Möglichkeit, Torpedos gegen die deutschen U-Boote so zu steuern, dass sie nicht abgefangen werden können? Sie hat eine Idee, aber wer kann sie umsetzen? Da lernt sie George Antheil kennen.

Antheil, damals gerade vierzig Jahre alt, ist der Top-Avantgardist unter den Komponisten seiner Zeit. Sein faszinierendes *Ballet Mécanique* ist für sechzehn automatische Klaviere, Xylophone und Schlagzeug gesetzt, ergänzt durch elektrische Klingeln, Flugzeugpropeller und eine Sirene. Antheil versteht etwas von Lochstreifen und kann seine Maschinen in synchronem Ablauf spielen lassen. Hedy präsentiert ihm ihre Idee, ein Gerät zur Funkfernsteuerung von Torpedos zu entwickeln: Das Funksignal soll in raschen, selbsttätig wechselnden Folgen von un-



FOTO ©: WIKIMEDIA

Hedy Lamarr und George Sanders in dem Film *The Strange Woman* (1946). Sie dreht einen Film nach dem anderen. Sie wird ein Superstar durch ihr blendendes Aussehen, ihre Mittelscheitel-Frisur, die sofort in Mode kommt, ihre tollen Hüte, ihre Eleganz. Aber den ganz großen Durchbruch schafft sie nicht.

„Ich hab Sehnsucht nach Wien, nach all den schönen Sachen, die ich als Kind gesehen habe, die Oper, die Spanische Reitschule, Schönbrunn ... Meine Heimat ist Wien und Österreich, nie Amerika ...“, vertraute Hedy Lamarr dem Filmjournalisten Peter Hayek in einem Interview an.

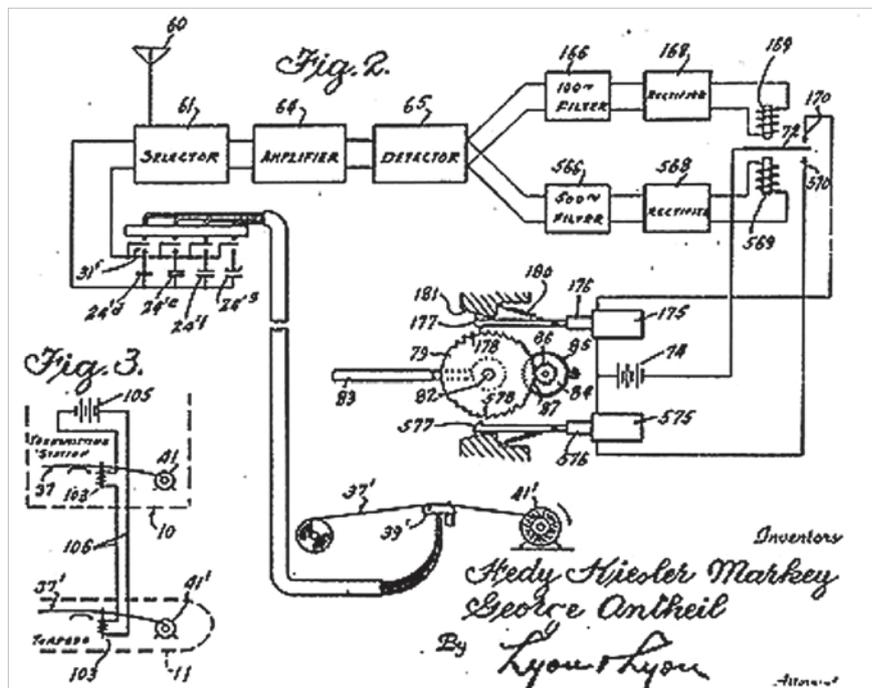
terschiedlichen Frequenzen übermitteln werden. Dadurch kann der Gegner das Leitsignal weder abhören noch stören.

Eine Diva erfindet das Frequenzsprungverfahren

Entscheidend für ihre Idee ist, die Sender- und Empfängerseite zu synchronisieren. Diese Technik steuert Antheil bei: Das Prinzip der Steuerung durch Lochstreifen ließe sich auch auf Torpedos anwenden. So entsteht der Entwurf für ein Lenksystem mit 88 Frequenzen, entsprechend den 88 Tasten eines Klaviers. Wenn Sender und Empfänger gleiche Lochstreifen benutzen, sind gleichzeitige Frequenzwechsel möglich. Hedy nennt ihr Projekt „Frequency Hopping“, Frequenzsprungverfahren. Im Juni 1941 reichen sie und Antheil ein Patent beim U.S. Patent Office ein, das ihnen im August 1942 unter der Nummer US2.292.387 gewährt wird. Dann überlassen sie es der Marine. Die sagt dankeschön und hält es vierzig Jahre unter Verschluss.

Der Grund dafür ist bis heute unklar. Wahrscheinlich hält die Navy das Patent für die spinnerte Idee einer Diva, der ein ziemlich anrüchiger Film nachgesagt wurde, und eines exzentrischen Komponisten. Es musste auf elektronische Zeiten warten. Im Herbst 1962, während der Kuba-Krise, kommt es das erste Mal zum Einsatz: Der rasche synchrone Wechsel des Sprechfunkverkehrs auf immer neue Frequenzen macht Nachrichten abhörsicher. Dann dauert es weitere zwanzig Jahre, bis es zivil genutzt wird. Hedys Frequency Hopping steckt heute in jedem GSM-Handy, in allen Formen der drahtlosen Kommunikation wie Bluetooth und WLAN.

Hedy Lamarrs Leben stürzt in seiner zweiten Hälfte ab. Ihre Erfindung



Das Diagramm des Frequency Hopping, unterzeichnet von Hedy Kiesler und George Antheil.

scheint vergessen, und niemand ermuntert sie, ihr Talent weiter zu entwickeln. Sechs Ehen scheitern. Sie schafft 1949 noch einmal einen großen Kinoerfolg mit Cecil B. DeMilles *Samson und Delilah*, einem monumentalen Bibelspektakel. Und dann geht es mit ihrer Karriere zu Ende. Sie verliert den Boden unter ihren Füßen. Sie tritt in öden TV-Shows auf, in denen ihr gelangweilter Blick ebenso irritiert wie ihr maskenhaftes Gesicht. Ihre größte Sorge ist ihre Schönheit, und sie tut alles, um sie zu bewahren, unterzieht sich einem Facelift nach dem anderen, mit katastrophalem Ergebnis. Am Ende ist sie ein schreckliches Zerrbild ihrer selbst. Ihr letztes Jahrzehnt verbringt sie vor Gericht, zweimal wegen Ladendiebstahls und weil sie jeden verklagt, der unerlaubt ein Foto von ihr verwendet.

Im Jänner 2000 stirbt sie allein in ihrem Einzimmer-Apartment in Orlando, Florida. Aber drei Jahre zu-

vor ist sie endlich anerkannt worden: Mit 82 Jahren erhält sie den Pioneer Award der Electronic Frontier Foundation, den Milstar Award der US Air Force und die österreichische Kaplan-Medaille. „Wurde auch Zeit“, kommentiert sie. Heute gibt es mehrere Hedy-Lamarr-Preise und -Vorlesungen, und der 9. November, ihr Geburtstag, wird als „Tag der Erfinder“ begangen.

Der Wiener Filmjournalist Peter Hayek dreht in den frühen siebziger Jahren ein tieftrauriges Interview mit ihr. „Ich hab Sehnsucht nach Wien“, sagt sie da, „nach all den schönen Sachen, die ich als Kind gesehen habe, die Oper, die Spanische Reitschule, Schönbrunn ... Meine Heimat ist Wien und Österreich, nie Amerika ...“ Im Sommer 2005 gehen ihre Kinder Anthony und Denise die Himmelstraße in Döbling hinauf und verstreuen Hedys Asche im Wienerwald.

Wilhelm Steinitz – „Hier bin ich der Epstein!“

Er war der Erste, der den Titel eines Schachweltmeisters trug – den er acht Jahre lang verteidigte. Der Aufstieg des Wilhelm Steinitz vom Kaffeehausspieler zum Begründer der modernen Schachtheorie.

VON ANATOL VITOUCH

Kurz vor Ende seines Lebens hegte Wilhelm Steinitz noch den Plan, Gott zu einer Partie Schach herauszufordern. Als ihn jemand fragte, ob es sich dabei nicht doch um ein ungleiches Kräfteressen handle, soll Steinitz erwidert haben: „Nu, so werde ich ihm einen Bauern vorgeben, dann hat er eine Chance.“

Im Allgemeinen wird diese Anekdote als Beleg für die angegriffene geistige Gesundheit des ersten anerkannten Schachweltmeisters vorgebracht, der einige Zeit später verarmt in einer New Yorker Nervenheilanstalt starb. Vielleicht hatte Steinitz sich aber auch in der Not seinen spezifisch jüdischen Sinn für Humor bewahrt.

Schon ein halbes Jahrhundert zuvor stellte er diesen bei einem Zwischenfall in einem Wiener Schachcafé unter Beweis: Als er sich während einer Partie vom Geräuschpegel am Nebentisch gestört fühlte, bat Steinitz sich in herrischem Ton-

fall Ruhe aus. „Ja, wissen Sie denn nicht, wer ich bin, junger Mann?“, antwortete der Gescholtene empört. „Natürlich weiß ich das“, replizierte Steinitz, „sie sind der Epstein von der Börse. Aber hier bin ich der Epstein!“

Für dieses Selbstvertrauen hatte der junge Schachmeister allerdings Gründe. Geboren 1836 in Prag,

Schach als Serie im NU

Nicht weniger als sechs der fünfzehn Weltmeister, aus denen die 1886 mit dem Juden Wilhelm Steinitz begonnene Ahnenreihe der Schachchampions besteht, waren jüdischer Herkunft. Hinzu kommen noch mehrere jüdische WM-Herausforderer sowie unzählige jüdische Großmeister des Spiels. Grund genug für NU, jüdischen Schachgrößen eine Serie zu widmen. In ihr werden wir die wichtigsten jüdischen Schachspieler porträtieren – inklusive eines Schachrätsels.

als neuntes von dreizehn Kindern des Schneiders Josef Salamon Steinitz und dessen Frau Anna, galt er schon als Jugendlicher als einer der besten Schachspieler seiner Heimat. Nach Wien kam er zunächst, um Mathematik zu studieren. Tatsächlich aber war er bald vornehmlich in den Wiener Schachcafés zu finden und stieg dort rasch zum führenden Spieler der Stadt auf.

Damals war gerade jene lebendige Wiener Kaffeehaus-Kultur im Entstehen, die heute fast nur noch als Touristenattraktion fortlebt. Um den Preis einer kleinen Schale Kaffee konnte sich jedermann Zutritt zu einer Art Club verschaffen, in dem stundenlang gelesen, diskutiert und auch gespielt wurde – neben diversen Kartenspielen und dem Billard vorwiegend Schach.

Dass die Anekdoten über Steinitz ganz ähnlich klingen, wie etwa solche über den jüdischen Wiener Kaffeehausliteraten Anton Kuh, ist

Kaffeehausliterat und Kaffeehausschachspieler waren zwei eng verwandte Arten derselben Spezies von Intellektuellen, die Wien für die Dauer einiger Jahrzehnte jenes kulturelle Profil verliehen, von dessen Glanz es in gewisser Weise noch heute zehrt.

dabei kein Zufall: Kaffeehausliterat und Kaffeehausschachspieler waren zwei eng verwandte Arten derselben Spezies von Intellektuellen, die Wien für die Dauer einiger Jahrzehnte jenes kulturelle Profil verliehen, von dessen Glanz es in gewisser Weise noch heute zehrt. Und es waren zumeist Zuwanderer aus allen Ecken der K.u.k.-Monarchie – oft waren sie jüdischer Herkunft –, die sich in Wien niederließen, um hier ihr Glück zu versuchen.

Bis zur Spitze

Typischerweise litten diese „Luftmenschen“ an einem lebensbedrohlichen Mangel an Geld. So ging es auch Wilhelm Steinitz, der sich in den Kopf gesetzt hatte, vom Schachspielen zu leben. Zwar hielt er sich mit Hilfe von Preisgeldern, die er bei Turnieren gewann, recht gut über Wasser, aber Steinitz wollte mehr. Deshalb übersiedelte er 1862 nach London, um dort an seinem ersten internationalen Turnier teil-

zunehmen, bei dem er den sechsten Platz erreichte.

In den Folgejahren spielte sich Steinitz mit Wettkampfsiegen kontinuierlich an die Spitze. Als junger Meister hatte er noch den vorherrschenden romantischen Schachstil praktiziert: wilde Figurenopfer mit dem Ziel, sich so schnell wie möglich zum gegnerischen König durchzuschlagen. Nun aber entwickelte er die Grundlagen einer neuartigen, positionellen Spielweise. Angriffe unternahm er nur noch auf Basis einer soliden Stellung, die möglichst wenig Schwächen aufweisen sollte. Steinitz formulierte Strategeme, die bis heute gelten – z.B. jenes vom schwachen Läufer, der von seinen eigenen Bauern blockiert wird.

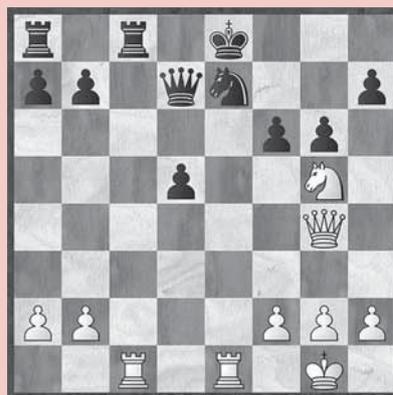
Mit seinem revolutionären Stil, der seinen Zeitgenossen eigentümlich erschien, läutete Steinitz im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts das Ende der Romantik im Schach ein,

die ungefähr zeitgleich auch in der Kunst nach und nach von den Vorboten der Moderne abgelöst wurde.

Steinitz erwies sich bald als nahezu unschlagbar für seine Konkurrenten. Nachdem er 1866 den bis dahin als stärksten Spieler der Welt geltenden Deutschen Adolf Anderssen in einem Wettkampf besiegt hatte, gelang es mehr als ein Vierteljahrhundert lang niemandem mehr, ihn in einem Match zu schlagen. 1886 gewann Steinitz, mittlerweile nach New York übersiedelt, einen als Championship of the World titulierten Wettkampf gegen den jüdisch-polnischen Meister Johannes Hermann Zukertort.

Von diesem Zeitpunkt an bis zu seiner Niederlage gegen den deutschen Juden Emanuel Lasker 1894 trug Steinitz den Titel eines Schachweltmeisters, den er in zahlreichen Zweikämpfen gegen die stärksten Spieler seiner Zeit verteidigte.

Mit seinem revolutionären Stil, der seinen Zeitgenossen eigentümlich erschien, läutete Steinitz im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts das Ende der Romantik im Schach ein, die ungefähr zeitgleich auch in der Kunst nach und nach von den Vorboten der Moderne abgelöst wurde.



Steinitz – Von Bardeleben, Hastings 1895: Mit welchem effektvollen Zug leitete Steinitz als Weißer eine der berühmtesten Schlusskombinationen der Schachgeschichte ein?

Auflösung vom letzten Mal: Mit 20.Lxh7+!! Kxh7 21.Dh5+ Kg8 22.Lxg7+! legte Gelfand den schwarzen König frei. Nach 22... Kxg7 23.Dg5+ Kh7 24.Td3 Se3 (sonst 25.Th3 und Matt) 25.fxe3 Le4 26.Dh4+ gab Schwarz auf, weil er auch noch den Läufer einbüßt.

Auflösung in der nächsten Ausgabe von NU.



Betrogen

von **Harold Pinter**

mit **Nicole Beutler, Nicolaus Hagg** und **Joseph Lorenz**

Regie: **Werner Schneyder**

Dreieckskomödien gibt es wie Sand am Meer. Aber Harold Pinters unglaublicher Einfall, so ein Spiel vom Ende, eigentlich vom status quo her, im Rücklauf aufzulösen, gibt der Komödie etwas Einzigartiges. Eine attraktive Galeriebesitzerin, ein Verleger und ein Literaturagent werden zu Akteuren einer zynisch-komischen Analyse im trockenen Ton eines typisch englischen Dialogschreibers. Amusement für Feinschmecker.

16., 22., 25., 31. Jänner 2013

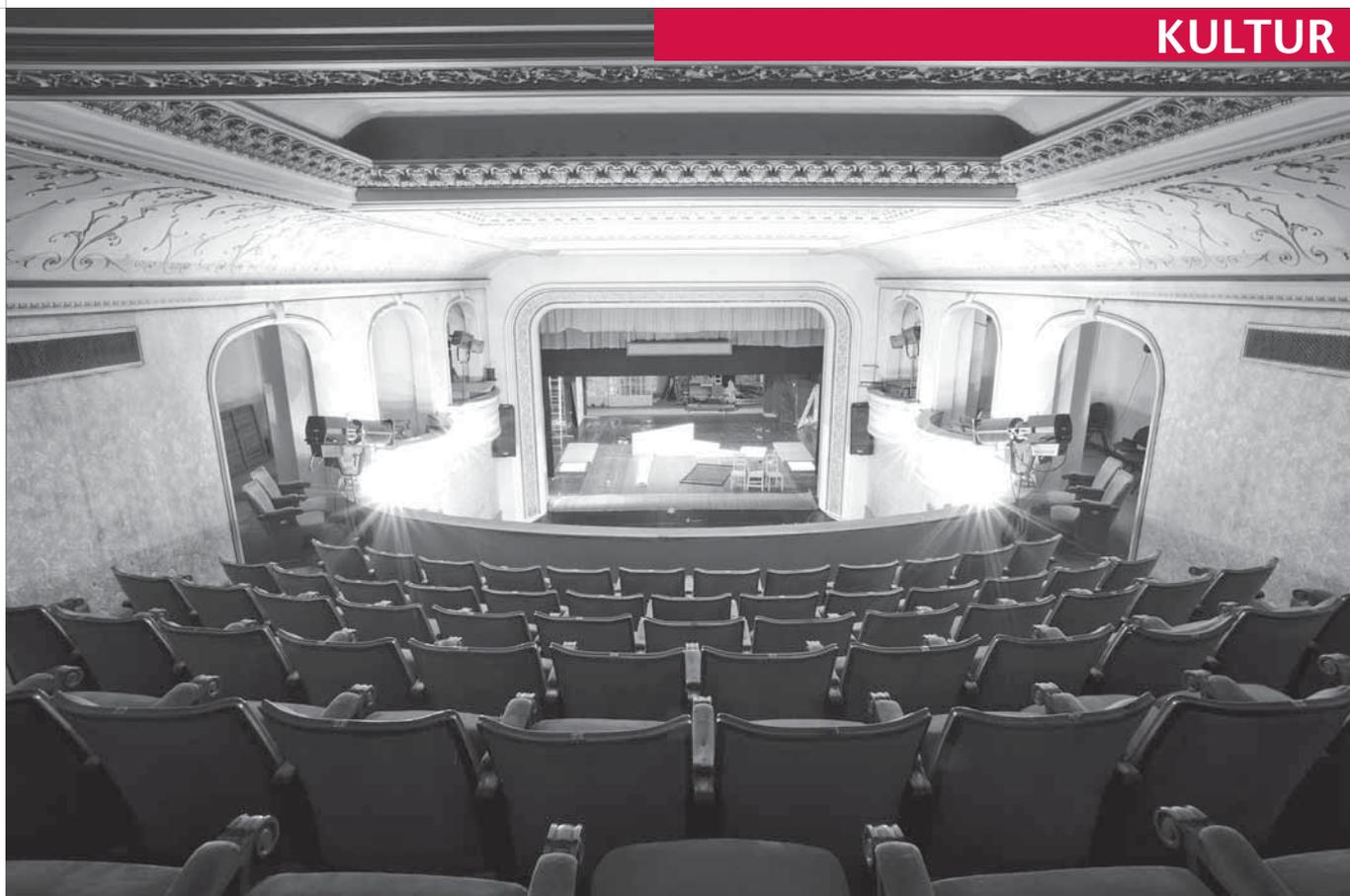
6., 12., 14., 17., 20., 23., 27., 28. Februar 2013

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org

**stadt wal**
Theaterisch
gasse

stadtTheater walfischgasse | Walfischgasse 4 | 1010 Wien | 01/512 42 00 | www.stadttheater.org

Foto: Sepp Gallner



„Schwer zu sein a Jid“ – besonders auf der Bühne

Das Jüdische Staatstheater in Bukarest bringt als eines der letzten Häuser Europas regelmäßig jiddische Stücke auf die Bühne – in Originalfassung. Für die überwiegend christlichen Schauspieler bedeutet das nicht nur, jiddische Vokabel zu lernen, sondern fordert auch eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit der jüdischen Kultur.

VON EVA KONZETT (TEXT) UND MARTIN GRUBER (FOTOS)

Bukarest. Taibele ist außer sich. Sie schreit, schlägt um sich, ihre Arme boxen ins Leere; die Augen klein und verquollen, kämpft sie. Sie kämpft gegen die Kreatur auf ihrem Rücken. Kämpft gegen den vermeintlichen Dämon, der sie auserwählt hat, in einem kleinen Dorf in Osteuropa, weit weg von Hilfe und Erlösung. Sie weiß, dass niemand sie

unterstützen kann, sie unterstützen wird. Taibele ist allein. Allein mit dem Bösen, das Besitz von ihr zu ergreifen sucht. Allein im Wissen, dass sie verloren ist. Ein letztes Mal wirft sich der kleine Körper dem Bösen entgegen. Gegen die Kreatur und die Konsequenz, die in dem Dämon steckt. Ein Seufzer, Taibele kann nicht mehr. Die Falten des

weißen Brokatkleides fallen in sich zusammen.

Über dem Spiel auf der Bühne bricht erschöpfte Stille ein. Die Zuschauer drücken erwartungshungrig ihre Rücken in die abgewetzten Plüschessel. Im Dunkel des Theaterraums ist nur mehr ein monotones Summen zu hören: Leicht zeitversetzt bekom-

Etwa die Hälfte aller Produktionen eines Theaterjahres sind jiddische Stücke.

men die Zuschauer die Wehklage Taibeles zu hören – auf Rumänisch und in Simultanübersetzung, die über Kopfhörer eingespielt wird.

Rund 50 Gäste sind an diesem Abend den kleinen Hügel nahe dem pulsierenden Zentrum des Bukarester Straßenverkehrs, dem Einheitsplatz, hochgestiegen oder von einem der vielen gelben Taxis hierher gefahren worden. Hinter einem modernen, deshalb jedoch nicht zwingend stimmigen Glasgebäude, an dem bunten Kiosk vorbei, zum Jüdischen Staatstheater der Stadt Bukarest. Vor den Häuserfassaden in der Iuliu-Barasch-Straße sammeln sich die schwarzen Kabelknäuel, der Asphalt ist wie überall in der rumänischen Hauptstadt aufgebrochen. An der Ecke steht das Theaterhaus, das die Biegung der Straße mitmacht. Der Haupteingang thront am spitzen Punkt des Winkels, als könne das Haus in beide Richtungen schauen. Vor der Treppe raucht eine Handvoll Besucher und wartet auf den Einlass für das Stück *Taybele un hurmiza*. Die jiddische Erzählung über Taibele und ihren Dämon, ursprünglich von Isaac Bashevis Singer in den sechs-

ziger Jahren des 20. Jahrhunderts geschrieben, wird an diesem Abend in der rumänischen Hauptstadt in dramatisierter Form und auf Jiddisch aufgeführt.

Die Simultandolmetschung ist offenbar für den überwiegenden Teil der Gäste eine Notwendigkeit: Geduldig stellen sich sie sich bei der Ausgabe der Geräte an, hantieren kurze Zeit später weniger geduldig an den Knöpfen herum, bis die freundliche Stimme am anderen Ende des schwarzen Gestells auf die richtige Lautstärke eingestellt ist – laut genug, um dem Plot des Stückes folgen zu können, indes so leise, dass die Geräuschkulisse des Bühnenraums nicht übertönt wird. Dort, wo Taibele in Kürze gegen den Dämon antreten wird.

Kulturerbe der Menschheit

Das Jüdische Staatstheater in Bukarest ist eines der letzten europäischen Theater, auf dessen Bühne noch auf Jiddisch gespielt wird – wenn auch nicht ausschließlich. Über ein Theaterjahr gesehen liegt der Anteil der jiddischen Produkti-

onen bei etwa der Hälfte. Ein Politikum daraus machen will in dem rund hundert Jahre alten Gebäude jedoch niemand. „Wir sind keine Propaganda-Institution, sondern ein Theater“, sagt Direktorin Maia Morgenstern. Seit Jahrzehnten ist sie, eine der berühmtesten Schauspielerinnen des Landes, am Jüdischen Staatstheater engagiert. Nach dem Tod des langjährigen Direktors Harry Eliad im letzten Sommer hat sie die Führung des Hauses interimistisch übernommen. Die Frage nach dem Grund für ein jiddisches Theater konsterniert sie sichtlich. Das wäre ja, als würden wir die Sinnhaftigkeit der Bäume in Frage stellen, antwortet sie schließlich, um dann doch auszuholen: „Die jiddische Sprache ist Teil des Kulturerbes der Menschheit. Sie ist Ausdruck der kulturellen Vielfalt, in der wir leben.“ Die Emotion des jüdischen Theaters lasse sich nun einmal am besten mittels dessen Sprache, mittels des Jiddischen, transportieren. Das seien die eigentliche Normalität und der Anspruch des Theaters. Allerdings, so Maia Morgenstern, reiche es nicht aus, nur auf Jiddisch zu spielen, ein paar Interviews zu geben und – das lässt sie mitschwingen – von den Subventionen der Stadt Bukarest zu leben. Überzeugen könne letzten Endes nur die künstlerische Darbietung auf höchstem Niveau.

Wie schwierig diese jenseits der Muttersprache zu erbringen ist, wissen die Schauspieler des Theaters aus eigener Erfahrung. Die meisten sind nicht mit Jiddisch und nicht im Judentum aufgewachsen, die mystische Gesangskultur der rumänisch-orthodoxen Kirche ist ihnen von Kindesbeinen an vertrauter. Nicolae Călugărița ist einer von ihnen. Vor 40 Jahren ist er durch einen Wettbewerb an das Jüdische Staatstheater gekommen und wollte eigentlich gleich wieder weg. Besonders, nach-



Das Foyer des Jüdischen Staatstheaters in Bukarest

dem ihm in der Anfangszeit mitten auf der Bühne ein „Hänger“ passiert war: „Wir hatten damals noch keine Souffleusen, ich hatte meinen Text auf Jiddisch auswendig gelernt, Wort für Wort. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor“, erzählt er. Erst mit der Zeit habe er sich in die jiddische Sprache und in die damit verbundene Kultur eingelebt. Ein langwieriger und schwieriger Prozess sei es gewesen, in die Figur neben dem Text auch eine künstlerische Auseinandersetzung einzubringen. „Es ist eben schwer zu sein a Jid“, zitiert Călugărița lachend den berühmten Dichter Schalom Alejchem – auch auf der Bühne. Ob das alles Sinn mache? Der Schauspieler antwortet pragmatisch: Das jiddische Theater sei unbestritten Teil der rumänischen Theatertradition. Eine Tradition, die mangels jiddischer Muttersprachler und jüdischer Schauspieler überhaupt nun eben von Rumänen fortgeführt werde, auch wenn das paradox erscheinen möge.

Der Ursprung des jiddischen Theaters liegt an der rumänisch-moldauischen Grenze, in Iași. Dort gründete der Dichter Abraham Goldfaden in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine Theatertruppe, die sich mit satirischen Stücken in den Winkelern der Stadt einen Namen machte. Durch den Erfolg ermutigt, ging das Theater auf Tourneen und dehnte seinen Radius bis nach Odessa und Bukarest aus. Es folgte die Blüte der genuin jiddischen Theatertradition in der Zwischenkriegszeit, bevor sie gemeinsam mit den Juden und der gesamten jüdischen Kultur Osteuropas von den Nationalsozialisten beinahe vollständig ausgelöscht wurde.

Tägliche Übersetzungsarbeit

Der Regisseur Andrei Munteanu, ein Jude aus Chișinău, der Hauptstadt der heutigen Republik Moldau, hat Jiddisch noch von seinen Großeltern



FOTO © VADIM GHIRDA

„Die jiddische Sprache ist Teil des Kulturerbes der Menschheit. Sie ist Ausdruck der kulturellen Vielfalt, in der wir leben.“ Maia Morgenstern, Schauspielerin und Direktorin des Jüdischen Staatstheaters in Bukarest, auf die Frage nach dem Grund für ein jiddisches Theater.

gelernt. „Als zweite Sprache neben Rumänisch, meiner Muttersprache“, sagt er. Für ihn ist es „schlichtweg ein Wunder“, dass er jiddische Stücke in ihrer Originalsprache auf die Bühne bringen kann – trotz all der Hürden, die eine solche Produktion heute mit sich bringt. So wird der Text zuerst auf Rumänisch gesprochen, die Situationen und Stimmungslagen der Schauspieler auf Rumänisch diskutiert. „Das funktioniert auf Jiddisch aber nicht“, kommentiert Munteanu aber dann während einer Probe die Passage einer Schauspielerin. Die anwesenden Kollegen seufzen. Es ist eine kräfteaubende Übersetzungsarbeit, die hier täglich geleistet werden muss und geleistet wird – vor allem bei jungen Schauspielern, wie der Regisseur einräumt. Diese haben wie Alexandra Fasola, welche die Figur der Taibele darstellt, anfänglich mit der jüdischen Kultur eigentlich gar nichts am Hut – und mit der jiddischen entsprechenden noch weniger. Da müssen zuerst Grundbegriffe, jüdische Feiertage und Bräuche erklärt werden, auf die in den Stücken Bezug genommen wird. Da muss man sich neben der Sprache auch

die jüdische Lebensweise behutsam Schritt für Schritt aneignen. Ob und wie viel während dieses Prozesses verloren geht, darüber spricht hier niemand gern.

1978 zählte Isaac Bashevis Singer in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Literaturnobelpreises die Gründe für seine Entscheidung auf, in Jiddisch, einer offenbar sterbenden Sprache, zu schreiben. Unter anderem glaube er nun einmal an die Auferstehung, so der frischgeklärte Nobelpreisträger damals. „Nach der Ankunft des Messias werden Millionen Jiddischsprachiger aus ihren Gräbern steigen, und ihre erste Frage wird sein, ob es ein neues jiddisches Buch zu kaufen gibt“, so Singer. Für all diese zukünftig Auferstandenen sei Jiddisch mitnichten tot. Und für sie wolle er schreiben, ließ der Schriftsteller verstehen.

Auch in der rumänischen Hauptstadt wird Jiddisch in seiner künstlerischen Form am Leben erhalten. Auf die Auferstehung indes wartet hier niemand. „Wir wollen die Schönheit einer spezifischen Geschichte, unserer Geschichte weitergeben. An alle“, sagt Maia Morgenstern. Deshalb spiele das Theater nicht ausschließlich für Juden, auch nicht für Rumänen, sondern für jeden Interessierten „und besonders für jene, die uns nicht mögen“, so die Direktorin. Schließlich sei Unkenntnis noch immer der hartnäckigste Grund für Ablehnung.

„Für die, die bereit sind, sich anzustrengen, gibt es großartige Geheimnisse und Schätze zu holen“, auch das hat Isaac Bashevis Singer einmal gesagt. Dieser Satz gilt wohl überall. Sollte der 1991 verstorbene Schriftsteller jedoch dereinst, nach der Ankunft des Messias, fragen, wo ein jiddisches Stück neu produziert wird: Die Antwort liegt in Bukarest.

Gelebte und geschmeckte Erinnerungen

Es war die Woche der Helene Maimann. Anfang November stellte sie zwei ganz unterschiedliche Projekte vor, die sie in der ihr eigenen Art nicht nur in herausragender Qualität, sondern noch dazu in rasender Geschwindigkeit produziert hatte: Ein Kochbuch, gefüllt mit Lebensweisheiten, und einen Film über die Jugend von Arik Brauer.

VON DANIELLE SPERA

Es ist nicht irgendein Kochbuch und auch nicht irgendein Film. Die ORF-Produktion *Arik Brauer – eine Jugend in Wien* bietet Einblicke in ein Kapitel aus dem Leben des österreichischen Universalkünstlers, das vielen Menschen bisher nicht bekannt war. Helene Maimanns Film über das Aufwachsen von Arik Brauer in den 1930er- bis 1950er-Jahren in Wien gehört zu den einfühlsamsten, ehrlichsten und aufschlussreichsten Dokumentationen, die vermutlich je über diese Zeit gedreht worden sind. Sie präsentiert eine Seite des Wiener jüdischen Universalgenies, die bisher nur wenigen Menschen bekannt war. Arik Brauers jüdischer Vater wurde im KZ ermordet, er bleibt mit seiner Mutter und Schwester in Wien zurück und arbeitet für die Kultusgemeinde (damals „Ältestenrat“). Mit den Berichten Arik Brauers aus dieser Zeit entstehen Einblicke in ein heikles und besonders schwieriges Kapitel dieser Epoche. Brauer erzählt, wie die Einrichtungen der Kultusgemeinde über die gesamte Zeit der Nazi-Diktatur funktionierten. „Die Türen waren nicht abgesperrt, man hätte jederzeit entkommen können, aber niemand wusste, wohin ...“, sagt Brauer.

Abgesehen von den zeithistorischen Erfahrungen machen die Überblendungen von Landschaften oder Portraits auf Gemälde von Arik Brauer Lust, in seine Bilderwelt einzutauchen. Alles in allem ein Film, der dringend auf den Lehrplan der österreichischen Schulen gehört.

Eine Fundgrube an Lebensweisheiten

Aber zurück zu Helene Maimanns zweitem Projekt: ihre Streifzüge durch die jüdische Küche, die sie in einem kurzweiligen Buch zusammengefasst hat. Auch dafür war der ORF eigentlich Auslöser. Vor einigen Jahren setzte sie die Idee, für die Sendung *kreuz und quer* eine jüdische Kochshow zu gestalten, innerhalb von vier Wochen in einen genussvollen Film um, in dem Maimanns Freundinnen ihre speziellen (Geheim-) Rezepte aus der traditionellen jüdischen Küche preisgaben. Aktuell mündet Maimanns Leidenschaft für die jüdische Küche in *Gefüllte Fisch und Lebensstrudel*, eine Reise durch alle Spielarten der jüdischen Kultur und Geschichte. Es ist kein Kochbuch im klassischen Sinn, sondern eine Fundgrube an Geschichten, Anekdoten, guten Witzen,

Lebensweisheiten und Kochrezepten. Ganz nebenbei bekommt man tiefe Einblicke in das jüdische Leben, Tradition, Religion und vor allem in die Kaschrut, die koscheren Speisegesetze.

Dass Helene Maimann eine begeisterte Köchin ist, erschließt sich in dem abwechslungsreichen und mit Anekdoten gespickten Buch. Woher stammt eigentlich ihre Liebe zum Kochen und ihr detailreiches Wissen über die jüdische Küche? Maimann kommt aus keinem religiösen Elternhaus, zu Hause wurde zwar sehr jüdisch „gehalten“, aber nicht koscher. Was wurde gegessen? „Nu, was Juden so essen“, sagt Helene Maimann. Die Familie ihres Vaters stammt aus Czernowitz. Er und auch ihre Mutter Friedl waren sehr in ihren Traditionen verwurzelt. Beide waren in England in der Emigration, „daher war das Frühstück bei uns zu Hause immer sehr britisch“, berichtet Maimann in einem Gespräch über ihr neues Buch.

Die jüdische Küche beschreibt sie als Fusionsküche. Wo auch immer Juden lebten, übernahmen sie die lokalen Lebensmittel und die Art, wie sie zu-

bereitet wurden. Durch ihre (erzwungenen) Wanderungen vermischten sich die Essgewohnheiten.

„Goldene Joich“

Den inneren Zusammenhalt der jüdischen Küche bildet die Kaschrut, die koscheren Speisegesetze, die vorschreiben, was gegessen werden darf. Einen Einblick über rein und unrein, über das strenge Regelwerk, was und wie im Judentum gegessen werden darf, gibt Maimann in einem eigenen Kapitel, auch hier mit viel Humor und Augenzwinkern. „Wer nach rationalen Gründen für die Kaschrut sucht, wird sie nicht finden, sie bedürfen keiner Begründung ...“ Maimann konstatiert allerdings erstaunliche Parallelen zu einer modernen Ernährung, vor allem, was die geforderte Reinheit der Nahrung anlangt.

Wie sehr Essen und Gesundheit zusammenhängen, zeigt sich nirgends besser als bei der „goldenen Joich“, der Hühnersuppe, die die Juden nicht nur als Gericht, sondern als Medizin schätzen. Den Grund liefert heute die Wissenschaft. Die Hühnerknochen und die Petersilie wirken, wenn sie langsam ausgekocht werden, antibiotisch. Daher heißt die Suppe auch „jüdisches Penicillin“. Und ganz wichtig: „Die Suppe muss heiß sein, dann kann man damit – fast – sogar Tote aufwecken.“

Apropos Gesundheit: Vor dem Einsatz von Gänseschmalz schreckt Maimann nicht zurück, im Gegenteil, in vielen Rezepten, die sie der Leserschaft anbietet, ist Schmalz unumgänglich. Allerdings sagt Maimann: „Schmalz muss man wie ein Parfum einsetzen, in kleinen Dosen!“

Die sephardische, orientalische Küche hat sie in Paris kennen und schätzen gelernt: „Meine ganze Essenserziehung von zu Hause wurde über den Haufen geworfen. Ich begegnete ei-



FOTO ©: SCHEUBMAYER

Helene Maimann

ist Historikerin, Autorin und Filmemacherin. Sie kuratierte Ausstellungen zur österreichischen Zeitgeschichte, schreibt wissenschaftliche Publikationen, Essays und Zeitungsartikel, u.a. für NU, gestaltet Radiofeatures und arbeitete bis 2009 als Redakteurin für den ORF. Maimann unterrichtete von 1980 bis 1995 an den Universitäten Wien und Salzburg und heute an der Filmakademie Wien.

ner Küche, in der ich mich verlor und der ich verfiel. Es ist die Küche des Südens, des Mittelmeers und damit auch der Sepharden.“ Allerdings schickte ihr ihre Mutter auch immer wieder frischen Mohn aus Wien nach Paris, damit sie sich Hamantaschen oder Strudel zubereiten konnte.

Den Unterschied zwischen Aschkenasen und Sepharden beschreibt Maimann kulinarisch und anhand wunderbarer Rezepte, gibt aber auch tiefe Einblicke in die gesellschaftspolitische Situation dieser beiden Lebenswelten. Die Sepharden und die arabischen Juden waren nie isoliert von ihrer Umwelt, lebten in eigenen Vierteln, aber nicht im Ghetto, waren autonom ... Verglichen mit den bedrückenden Verfolgungen in Europa führten die Juden unter arabischer und osmanischer Herrschaft ein sicheres, manchmal privilegiertes Leben. Das spiegelte sich in ihrer Küche wider, die ihre Wurzeln in den alten Zivilisationen hat. „Bunt, hedonistisch, farbenfroh, der Sonne und den Freuden des Lebens zugewandt“, so beschreibt Maimann die Sepharden,

die Aschkenasen als „abgeschlossen, spirituell, den Innenwelten der heiligen Bücher verschworen“.

In *Gefüllte Fisch und Lebensstrudel* stellt Maimann auch die jüdischen Feiertage und die dazu passenden traditionellen Speisen vor. Egal, wo Juden zusammenkommen, setzen sie sich an einen Tisch und geben sich dem gemeinsamen Essen hin. Dass jüdische Gastgeberinnen immer ein bisschen zu viel kochen, ist legendär. Knauerei gegenüber Gästen ist verpönt, und dass sich nach dem Essen ein gewisses steinernes Gefühl im Bauch breitmacht, ist unausweichlich. Besonders bei Buffet-Einladungen gibt es keine Hemmungen. Da wird aus dem Vollen geschöpft und oft auch eingesteckt. Allerdings beschreibt Maimann auch die Vorschriften über das Verhalten bei Tisch. „Jede Mahlzeit ist ein symbolischer Gottesdienst, mit dem Tisch als Altar, und wird von Händewaschen, Segenssprüchen und Gebeten begleitet ... Gläubige Juden essen nie auf der Straße. Laut Talmud benehmen sich so nur die Hunde.“ Auch Trinkgelage gibt es im Judentum nicht. Die wenigsten Juden trinken viel Alkohol. Nicht die Kontrolle über sich zu verlieren ist ein Gebot. Gute Laune ist bei Tisch immer dabei. „Und das ohne Alkohol, was ich für eine große kulturelle Leistung halte“, schreibt Maimann.

Von Avgolemono (Eier-Zitronensuppe) bis Zimmes (Karotten-Apfelgratin) über Krautfleckerl, Gehackte Leber, Kigl, Tscholent, Gänsebraten, Lekach und Mazzekneidl lernt man in diesem Buch Maimanns Lieblingsrezepte ebenso kennen wie Rezepte von Freundinnen, die über Generationen weitergegeben worden sind.

Herausgekommen ist ein unterhaltendes, amüsantes und kurzweiliges Buch, das Lust auf Essen, aber auch auf Kochen macht.

VORHER SEHEN.

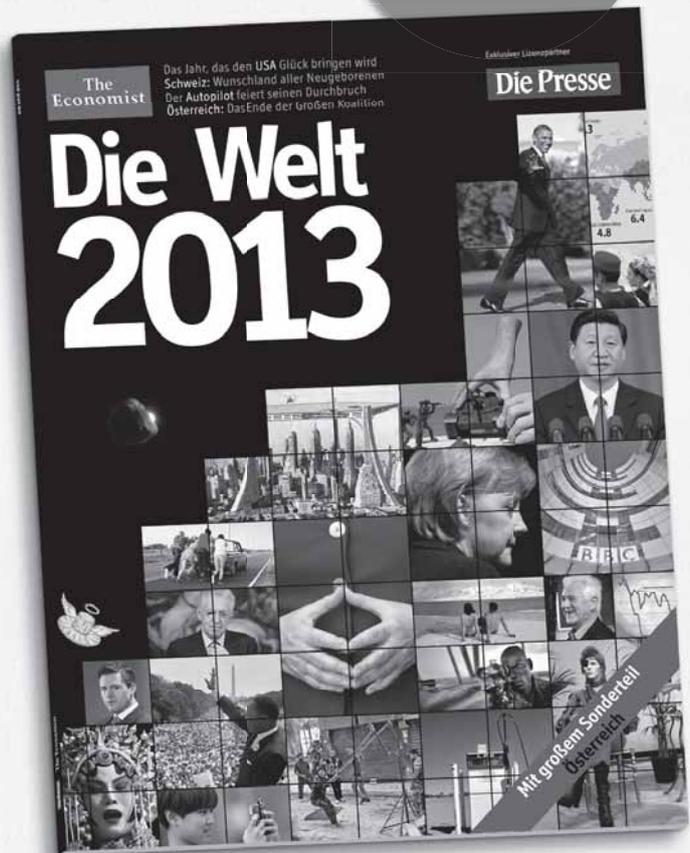
**JETZT
BESTELLEN.**

DIEPRESSE.COM/DIEWELT2013

Sichern Sie sich mit der "Presse" die deutsch-sprachige Jahresvorschau des renommierten Magazins The Economist. Exklusiv als Österreich-Lizenzausgabe.

Die wichtigsten Trends und Prognosen für 2013, ergänzt durch einen Österreich-Schwerpunkt von der „Presse“-Redaktion.

Für „Presse“-Abonnenten statt 6,90 nur 4,90 Euro bei Onlinebestellung unter DiePresse.com/diewelt2013.



DiePresse.com/diewelt2013

Überlebenslauf eines alteingesessenen Einwanderers

Einblicke in humorvolle Erinnerungen und in die Familienchronik Felix Dvoraks unter dem passenden Titel *Überlebenslauf* bringt eine Biographie des Künstlers und Publikumslieblings, die seinen mühsamen Weg bis hin zum Theater und Fernsehen nachzeichnet.

VON IDA LABUDOVIĆ

Was ist interessanter: Die Kreation einer Torte mit pastellfarbenem Zuckerguss, ein mutiges Treffen mit Hans Moser oder doch ein Dasein nach der Regel „Erkenne dich selbst“? Felix Dvorak führt die Leser in seinen Erinnerungen *Überlebenslauf* durch die Vergangenheit, wechselt dann zur Gegenwart und schafft so eine dynamische Saga über seine Familie und sein bewegtes Leben.

Als Dvoraks Großvater aus Prag nach Wien kam, wurde ihm geraten, seinen Familiennamen zu germanisieren und sich Hofer zu nennen. Hätte er es gemacht, wäre es vielleicht nie zu einer schriftlichen Begegnung zwischen Felix Dvorak und der Urenkelin des berühmten böhmischen Komponisten Antonin Dvořák gekommen. Es stellte sich nämlich heraus, dass die Dvoraks direkte Nachfahren des tschechischen Komponisten sind.

Felix Dvoraks Großmutter mütterlicherseits stammte aus einer jüdischen Familie in Lemberg. Großmutter Adelheid war mit einem Familienmitglied aus dem alten italienischen Geschlecht der Braza verheiratet. Felix' Eltern, Heinrich Dvorak und Adele Braza, die sich in einem Schutzhaus kennengelernt hatten, heirateten 1930 im Steinernen Saal des Wiener Rathauses. Im selben Saal

wurden Felix Dvorak Jahrzehnte später das Goldene Ehrenzeichen und die Goldene Ehrenmedaille der Stadt Wien überreicht.

Schule und Berufe

Die Dvoraks wohnten in einem typischen Gründerzeithaus in der Wiener Vorstadt in ärmlichen Verhältnissen. Vom Schneider zum Verkäufer, bis zum Lebensmittellieferant, Autolackierer und Grabsteinerzeuger, Felix erlernte vieles und arbeitete in unterschiedlichen Bereichen, aber in keinem dieser Berufe fand er seine Erfüllung. Da er ein guter Zeichner war, wurde ihm angeboten, Konditor zu werden. Seine Gesellenprüfung feierte er mit seinen Eltern: „Den Geschmack des Neuburgers werde ich nie vergessen, denn an diesem Abend hatte ich den ersten Rausch in meinem Leben.“ Sein Lebensrausch begann erst später, mit dem Eintritt ins Bühnen- und Theaterleben.

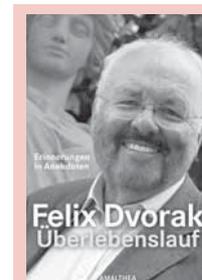
Treffen mit Moser

Nach einer Vorstellung von Schnitzlers *Liebelei* im Akademietheater überfiel Felix Dvorak Hans Moser mit Bewunderung. Das war aber nicht das einzige Treffen zwischen den beiden Schauspielern. Als es Felix Dvorak nicht gelingen wollte, im erträumten Job Fuß zu fassen, suchte er Moser

verzweifelt in dessen Villa auf und bat ihn um Hilfe. Mosers Replik: „Beiß die Zähne d'z'samm und gib net auf. Du wirst es schon schaffen!“

Familie

Fast vierzig Jahre später saß Felix Dvorak in derselben Villa bei einer Familienfeier, in der inzwischen ein nobles Restaurant betrieben wurde. Er hatte es geschafft, seine Träume zu verwirklichen und auf der Bühne zu reüssieren. Einem ersten Engagement in Gerhard Bronners Kabarettensemble waren Auftritte in fast allen Wiener Theater gefolgt, seinen Durchbruch feierte Felix Dvorak am Theater in der Josefstadt. Mehr als zwanzig Jahre hindurch leitete er erfolgreich das Stadttheater Berndorf und die Komödienspiele Mödling. Und er führte und führt ein Leben als Humanist und Kosmopolit nach den Freimaureridealen: Freiheit, Menschlichkeit und Toleranz.



Felix Dvorak
Überlebenslauf
Amalthea
Signum Verlag,
Wien 2011
320 Seiten,
22,95 EUR

Oj Mamme!

VON ERWIN JAVOR



Bekanntlich gehen die meisten erwachsenen männlichen Juden früher oder später zum Psychiater. In anderen Worten, reden wir von der Mamme (der Mutter). Nachdem die Mammeloschn nach ihr benannt sind, wird es Zeit, ihr endlich einmal eine Kolumne angedeihen zu lassen:

Drei jüdische Mammes treffen sich im Kaffeehaus und schwärmen von ihren Söhnen. „Mein Itzig, mein Kroin (mein Isaac, meine Krone), ruft mich täglich zweimal an und fragt, wie es mir geht!“ - „Das ist nichts!“ sagt die zweite. „Mein Moischele, mein Professor, mein Talmud Chuchem (mein Moses, mein Gelehrter), schickt mir jeden Tag Blumen!“ - Die dritte zuckt unbeeindruckt mit den Schultern. „Tss. Das ist doch gar nichts! Mein Schimschoin, mein Sießer (mein Simon, mein Süßer), geht jeden Tag zum Doktor.“ - „Und was macht er dort?“ - Triumphierend antwortet die stolze Mamme: „Er redet nur von mir!“

Und das beweist auch, dass Jesus Christus Jude war. Er fand sich kein nettes jüdisches Mädchen zum Heiraten, er lebte viel zu lange zu Hause und die Mamme war fest davon überzeugt, dass ihr Sohn Gott ist.

Einige der Merkmale der Spezies jidische Mamme sind bereits deutlich zu erkennen. Weiters ist sie per De-

finition eifersüchtig, bestimmend, besitzergreifend, weiß alles besser, klammert, macht sich immer Sorgen und stopft ihre Kinder ständig mit Lebensmitteln voll. Außerdem kann sie besonders gut nachhaltige Schuldgefühle erzeugen. Was sie allerdings vor allem auszeichnet, ist ihre unerschütterliche Überzeugung, dass ihre Kinder Genies und schön sind. Was logischerweise dazu führt, dass niemand für sie gut genug sein kann:

Mordechai Blumenfeld hatte seiner Mutter schon so viele Freundinnen vorgestellt, keine war ihr recht. Keine. Friedliebend wie er war, ersann er schließlich eine List, um dieses Problem endlich in den Griff zu bekommen. Er lud gleich zehn gutaussehende, nette, kluge, junge Frauen ein, um sie seiner Mutter vorzustellen. Bedacht auf Gerechtigkeit, schäkerte er gleichmäßig mit jeder, um seine wahre Vorliebe zu verschleiern. Der Abend verlief planmäßig. Mordechai rieb sich schon die Hände. Am nächsten Tag fragte er verschmitzt seine Mutter: „Nu? Welche werde ich heiraten?“ - „Natürlich die Rothaarige!“ Mordechai war sprachlos. „Woher hast du das gewusst?!“ Die Mutter wirft ihrem Spross einen mitleidigen Blick zu. „Sie gefällt mir nischt!“

Mordechais Bruder Schmuël versuchte aus dieser bitteren Erfahrung zu lernen. Er legte es wissen-

schaftlich an, ging folglich zum Rebben und fragte den um Rat. „Reb Schloime. Was soll ich tun? Wie komme ich zu einer Frau, die mir die Mamme nicht ablehnt?“ - „Hm. Hmm!!“ Reb Schloime war sich der Herausforderung bewusst. Nach langer, reiflicher Überlegung blitzte es schließlich in seinen Augen auf, er hatte die Lösung: „Such dir ein Mädchen, das deiner Mutter ähnlich ist, gegen so eine kann sie nichts sagen.“ Schmuël gefiel der Gedanke, und er machte sich auf die Suche. Reb Schloime war gespannt. Wochen und Wochen hörte er kein Wort mehr von Schmuël, also bestellte er ihn schließlich zu sich: „Nu? Was ist?!“ Schmuël seufzte tief. Sehr tief. Und erzählte. „Ich habe genau das gemacht, was der Rebbe geraten hat. Ich habe mir eine Frau gesucht, die fast genauso wie meine Mamme aussieht. Die redet wie sie. Die sich anzieht wie sie. Die sich bewegt wie sie. Die sogar kocht wie sie. Die mich herumkommandiert wie sie.“ - „Nu? Nu? Was ist geschehen? Hat sie der Mamme denn nicht gefallen?!“ - „Oh, doch“, seufzte Schmuël, „ober der Tate hot sie fant! (Aber mein Vater mag sie nicht.)“

Und jetzt muss ich leider gehen, ich habe einen Termin beim Psychiater.

* Mammeloschn (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen Loschn: Zunge, Sprache.

Suchbild auf Jiddisch ...

Die heurigen Sternsinger kommen von weit her
und sind weit hergeholt. Suchen Sie die fünf Fehler!

VON MICHAELA SPIEGEL



AUFLÖSUNG:
 1. BOB DYLAN, DER DAS ALBUM „WINTER WONDERLAND“ HERAUSBRACHT
 2. BARBRA STREISAND MIT „HAVE YOURSELF A MERRY LITTLE CHRISTMAS“
 3. NEIL DIAMOND MIT DREI CHRISTMAS-ALBEN: „THE CHRISTMAS ALBUM 1“, „THE CHRISTMAS ALBUM 2“ UND „A CHERRY CHERRY CHRISTMAS“
 4. ADAM SANDLER, DER EINZIGE, DER EINEN HANUKKAH-SONG SCHRIEB
 5. „SANTAMENORAH“, ANONYM



FOTO: PETER RIGAUD

Wer bin ich?

VON ERWIN JAVOR

Heute mache ich mir zur Abwechslung einmal Gedanken über die Juden. Vor allem über mich. Wer bin ich eigentlich?

In Wien, ein braver IKG-Wähler. Was soll ich sonst machen? Weil eigentlich ist mir vollkommen klar, dass unsere Wahlen eine Provinzposse waren. Es gibt in Wien 5.600 wahlberechtigte Juden. Davon sind etwas über 60 Prozent zur Wahl gegangen, um sich für einen der 24 Kultusräte zu entscheiden. Und jetzt raten Sie einmal, wie viele Parteien sich um diese unmöglichen und unbezahlten Jobs verbissen gerissen haben. Sie haben falsch geraten. Ganz falsch. Kalt, ganz kalt. Sie erraten es nie. Es waren 10! Es ist also bei 3.385 für 10 Parteien gültig abgegebenen Stimmen durchaus wahrscheinlich, dass manche Parteien für eine der für sie abgefallenen Stimmen mehr als 300 Euro für die peinlich-aggressive Wahlwerbung ausgegeben haben. Und wofür das Ganze? Das hätten sie billiger haben können. Wenn sich ein paar gute, kreative und intelligente Fachleute zusammengesetzt und guten Willens ein paar Ideen entwickelt hätten, wäre wesentlich mehr dabei herausgekommen.

Zu einem beeindruckenden Wahlkampf haben diese Investitionen jedenfalls nicht geführt. Wenn ich nur daran denke, dass die Atid nicht einmal die Schamgrenze eingehalten hat, einen Toten aus ihren Querelen herauszuhalten. Sie hat sich nicht entblödet, auf eine angebliche Aussage des verstorbenen Alexander Friedmann zurückzugreifen, um einen politischen Gegner herabzuwürdigen und zu diffamieren. Soweit ich Alex, der große und nachhaltige Errungen-

schaften für die Gemeinde geleistet hat, in Erinnerung habe, bin ich sicher, dass er eher damit beschäftigt war, die eine oder andere Pointe über den derzeitigen Präsidenten als über Martin Engelberg zu formulieren. Aber die Geschmacklosigkeit, mit Hilfe eines Toten Ossi Deutsch derart zu verhöhnen, wäre niemandem eingefallen.

Und nicht einmal jetzt, wo die Wahl entschieden ist, können die „Gewinner“ in ihrem Siegestaumel und Machtrausch – nebbich – damit aufhören, auf Engelberg herumzuhacken und nachzutreten, wie ihre Website demonstriert. Peinlich. Aber es ist, wie es ist. Und die ersten öffentlichen Stellungnahmen meines neuen Präsidenten Ossi Deutsch, unbeholfen und nur grammatikalisch kreativ, lassen nichts Gutes für die Zukunft erwarten. Aber wie heißt es so schön, wem Gott gibt ein Amt, dem gibt er auch Verstand. Das Potenzial nach oben ist unbegrenzt.

Ja, ich wollte diesmal eigentlich über mich schreiben. Wer bin ich?! Die einzige Antwort auf diese zutiefst jüdische Frage kann doch nicht gewesen sein „ein Wähler der IKG“! Ich habe heuer doch noch etwas anderes erlebt. Im Sommer war ich in der heutigen Ukraine, auf einer ganz persönlichen Reise auf den Spuren meines Vaters, und habe mit eigenen Augen gesehen, was ich vorher schon gewusst habe. Die Welt seiner Generation ist ausgelöscht und untergegangen. Aber mein Vater und seine Generation haben sich nicht unterkriegen lassen und haben ein neues Leben aufgebaut. Diese Generation hatte allen Grund, sich als Opfer zu sehen

und hat sich letztlich dieser Rolle verweigert.

Umso eigenartiger, wenn manche ihrer Nachkommen, die von den wahren Opfern behütet, beschützt und verzogen wurden, sich in der Opferrolle, die sie gottlob nie auch nur annähernd erleiden mussten, gemütlich einrichten.

Genau darum geht es im jüngst erschienenen Buch von Peter Menasse. In seiner *Rede an uns* argumentiert er (und ich teile seine Meinung), dass wir stattdessen – ohne einen Schlussstrich des Vergessens auch nur in Betracht zu ziehen – mutig und selbstbewusst in die Zukunft schauen und unsere vorhandenen Werte pflegen müssen.

Wer bin ich ... Ich bin gerade in Tel Aviv. In den letzten zwei Tagen musste ich bereits zweimal alles stehen und liegen lassen und für kurze Zeit in einem Bunker vor Hamas-Raketen Schutz suchen. Bin ich deshalb ein Opfer? Sind die Israelis Opfer? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur eines. Hier läuft alles mit beeindruckend großer Gelassenheit, Entschlossenheit und Ernsthaftigkeit ab. Business as usual. Seit der Staatsgründung ist Israel unter Beschuss, es wird seine bloße Existenz bekämpft. Aber Israelis verhalten sich selbstbewusst, selbstkritisch und richten den Blick in die Zukunft, was nicht der erste Gedanke sein müsste, wenn man immer wieder in den Bunker fliehen und sein bloßes Leben verteidigen muss. Israelis hätten Grund, sich als Opfer zu sehen. Sie tun es nicht. Gut so!

Und wer bin ich?



FOTO ©: PETER RICAUD

Wohin geht unsere Gemeinde?

VON MARTIN ENGELBERG

Auch wenn viele Menschen in unserer Gemeinde von der Materialschlacht und dem zum Teil tiefen emotionalen Niveau im Vorfeld der vergangenen IKG-Wahlen irritiert waren, eines ist sicher: Diese Wahl hat die Menschen in unserer Gemeinde beschäftigt wie seit Langem nichts mehr, und sie hat einige bemerkenswerte Trends für die Zukunft hervorgebracht.

Allein die Personalien der 24 neuen Vorstandsmitglieder sprechen eine deutliche Sprache: Sie sind allesamt bereits nach der Shoa geboren. Ihr Durchschnittsalter beträgt nicht einmal 45 Jahre – das ist nachgerade sensationell für eine solch altehrwürdige Institution. Als ich vor rund 30 Jahren zum ersten Mal in diesen Vorstand gewählt wurde, war ich wahrscheinlich das jüngste je gewählte Vorstandsmitglied. Das Durchschnittsalter betrug damals gefühlte 75 Jahre.

Ein Armutszeugnis stellt leider die Zusammensetzung nach Geschlechtern dar: Erschreckenderweise stehen im neugewählten Vorstand vier Frauen einer Übermacht von 20 Männern gegenüber. Auf diesem Gebiet haben die orthodoxen Wahllisten und jene der Zuwanderer gehörigen Nachholbedarf. Sie haben keine einzige Frau in ihren Reihen.

Die Gruppen der Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion, also insbesondere die bucharischen Juden und jene aus Georgien, verzeichneten ordentliche Zugewinne. Sie nehmen künftig ein Drittel der Vorstandssitze ein. Den Anspruch, den Präsidenten der Gemeinde zu stellen, erhoben sie nicht. Der Trend ist jedoch offensichtlich: Unter Kindern und Jugendlichen stellen diese Gruppen bereits jetzt die Mehrheit.

Hinter vorgehaltener Hand wurde un-

ter Aschkenasim bereits eine Machtübernahme in der Gemeinde durch diese Zuwanderer der letzten Generation herbeigefürchtet. Die Wahrheit ist: Wenn die Gemeindeführung weiterhin versucht, diese Gruppen als Bittsteller und willfährige Mehrheitsbringer zu behandeln, werden sich diese das – mit geballter Faust in der Tasche – vielleicht noch eine Legislaturperiode gefallen lassen.

Der richtige Weg ist jedoch ein anderer: Durch engeren Kontakt miteinander, aufgrund des Arbeitens an gemeinsamen Projekten, ist es uns von der Gruppe CHAJ-Jüdisches Leben bereits gelungen, die Zusammenarbeit mit der jüngeren Generation der Bucharen, Georgier, Kaukasier usw. auf eine völlig neue Basis zu stellen. Durch das Verstehen und Eingehen auf die jeweiligen Bedürfnisse aller Gruppen im Rahmen einer ehrlichen gemeinsamen Tätigkeit wird es gelingen, die Arbeit in und für unsere Gemeinde auf eine gemeinschaftliche Ebene zu bringen. Dann wird der befürchtete Putsch ausbleiben.

Die Wahllisten der „alteingesessenen“ Wiener Juden, also jener, deren Eltern bzw. Großeltern sich nach dem Ende der Nazizeit, vor allem aus den ehemaligen Kronländern der Monarchie kommend, in Wien niederließen, stellen noch immer die Mehrheit von 13 der 24 Vorstandssitze. Diese verteilen sich jedoch auf vier Parteien. Zwei von diesen, die Liste CHAJ-Jüdisches Leben, mit der ich kandidierte, und die Initiative Respekt, traten bei dieser Wahl zum ersten Mal an und erreichten aus dem Stand drei bzw. zwei Sitze. Das Signal ist mehr als deutlich: Die Menschen in unserer Gemeinde wollen eine Kultusgemeinde, in der sie sich zu Hause fühlen können und die

sich nicht nur auf immer neue Immobilienprojekte konzentriert. Gewünscht ist eine Gemeinde, wo respektvoll miteinander umgegangen wird, wo Demokratie gelebt wird und Transparenz herrscht. Mit dieser Agenda sind letztlich diese beiden Gruppen angetreten, und ihr Wirken wird in den nächsten Jahren sicher spürbar werden.

Atid, die Partei von Ex-Präsident Muzicant und des von ihm favorisierten Nachfolgers Deutsch, verlor ein Drittel ihrer Stimmanteile. Das ist einerseits als deutliches Zeichen für den Wunsch nach Veränderungen bei den Inhalten, dem Stil und der Gebarung der jüdischen Gemeinde zu verstehen. Andererseits ist es auch als ein Zeichen des Dankes und der Anerkennung für die Leistungen von Muzicant zu sehen, sonst hätten die Stimmverluste noch viel deutlicher ausfallen können. Sehr bedauerlich ist das Ausscheiden der Misrachi-Liste. Nach vielen Jahrzehnten Präsenz und aktiver Arbeit im Kultusvorstand fehlten der Misrachi keine zehn Stimmen zum Erreichen eines Mandates.

Die Koalitionsverhandlungen nach geschlagener Vorstandswahl verliefen sehr intensiv und schwierig. Atid hatte zumindest Teile der Bucharen und die Georgier bereits lange vor der Wahl in Koalitionsvereinbarungen gedrängt, aus denen sich diese nicht mehr befreien konnten. Es ist vor allem dieser Vorgangsweise zu verdanken, dass Osi Deutsch wohl zum Präsidenten gewählt wird. (Die Wahl des Präsidenten ist zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses noch nicht erfolgt.) Er wird jedoch mit einem Kultusvorstand konfrontiert sein, der seine Aktivitäten viel kritischer und aufmerksamer beobachten und hinterfragen wird.

Bei uns erfahren
Sie, was ist.

Und nicht, was
Sie gerne hätten.

Bestellungen unter: Tel. 0810 0810 99,
E-Mail abo-center@wienerzeitung.at oder
www.wienerzeitung.at/abo

 Tageszeitung für Fortgeschrittene
www.wienerzeitung.at



nu LESERBRIEFE ZU
AUSGABE 49



**Worüber man reden sollte:
Rabbiner-Beschimpfung**

Sehr geehrte Redaktion!

Wir, die unterzeichnenden LehrerInnen des GRG 6, Rahlgasse 4, 1060 Wien, stellen mit Fassungslosigkeit fest, dass es im Jahr 2012 immer noch und immer wieder Österreicher und Österreicherinnen gibt, denen jegliches Bewusstsein für Zivilcourage und Verantwortung als Nachgeborene in einem Lande fehlt, dessen Geschichte bis in die Gegenwart hinein zwiespältig geblieben ist. Wir sprechen jenem Rabbiner, der am 30. 8. 2012 Opfer eines antisemitischen Verbalangriffes geworden ist, unsere ganze Solidarität, Unterstützung und Wertschätzung für seinen Mut im Kampfe gegen den alltäglichen Antisemitismus aus.

*Mag.^a Maria Finz-Lucchi,
Dr. Roman Jobstmann,
Dr. Klaus Madzak und
Mag. Werner Bauer*

Periodika so viel mehr an anspruchsvollen, interessanten, sehr liebevoll geschriebenen und sicher gut recherchierten Beiträgen bieten als viele andere bunte Hochglanzmagazine, und das um den Preis eines Butterbrotes. Allein gemessen an der Qualität und Aktualität Ihrer Beiträge! Z. B. die Beiträge in der Ausgabe 49: Angefangen schon beim Leitartikel „Solidarität ist unteilbar“ weiter zum Editorial wo Frau Tóth (wie recht sie hatte!). Ja, es gehen viele Stunden drauf, weil die Beiträge so vielseitig und mit geballter Information verfasst sind. Bewusst wollte ich Beiträge, die mich faszinierten, wie die Serie über jüdische Genies, Schnitzers 150er, Schwerpunkt Nahost, Engelberg im Wahlkampf, Franz Mittler, unsere herrlichen österreichischen Satiriker, Grünbaum, den lieben Kreisler, Farkas! nicht anführen. Ich muss aber. Verzeiht mir. Jetzt höre ich aber auf zu singen. Bleibt mir noch, Ihrer herausragenden Kulturzeit-(Streit?-)schrift weiterhin recht viel Erfolg zu wünschen, dies schon im Interesse unserer oft fehlinformierten Mitbürger.

Danksagung

Sehr geehrtes Redaktionsteam!

Nach monatelanger Abstinenz bekam ich, dank meiner Tochter, endlich wieder ein NU zur Hand. Jetzt wird es aber als Abonnement regelmäßig – leider jeweils nach langer Wartezeit – wieder mit großer Vorfreude erwartet werden. Ich muss gestehen, dass ich zwar schon länger auf der Welt bin, dadurch schon einiges gelesen habe, dass mir aber Ihre von mir so sehr geschätzten

Ich bleibe Ihnen dankbar ergeben!

Rudolf J. Enzi, 4040 Linz

NU ist einmalig: klug, informativ, spannend, voll großartigem Humor, nachdenklich und mit ganz außergewöhnlichen Themen. Toll geschrieben!

Liebe Grüße

Susanne Bauer-Liebner, Wien



ITC Reisen Heinestrasse 6, 1020 Wien
 Tel.: +43 (0) 1 - 212 54 60, Fax: +43 (0) 1 - 212 54 60 40
 E-Mail: itc@chello.at, Web: <http://www.itc-reisen.at>

ISRAEL

Austrian 

ab €239.-

inklusive 2 Gepäckstücke à 23kg ++ Umbuchbar gegen Gebühr ++ Begrenzte Sitzplatzanzahl zu diesen Preisen!
Solidar mit Israel – Solidar mit ITC-Reisen

Buchen Sie jetzt Ihren Winter – Pessachurlaub zu günstigen Preisen:

Zusätzlich bieten wir:

- Israel Rundreisen
- Hotels weltweit
- Versicherungen
- Koschere Kreuzfahrten
- Günstige Mietwagen ab €139.- / Woche
- Spezialpreise für USA mit AUA / Lufthansa
- Kosheres Hotel in Berlin CROWNE PLAZA
- Business Sonderpreise weltweit



Rufen sie ihre Reisespezialisten von ITC-REISEN an!
 Wir wünschen allen Chanukka Sameach!

UNSERE AUTORINNEN



Andrea Maria Dusl

Die Autorin, Zeichnerin und Filmemacherin ist ein Multitalent. Für NU steuert sie die Illustration zur Kolumne „Mammeloschn“ bei.



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Erwin Javor

Der NU-Herausgeber und ständige Kolumnist ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen.



Eva Konzett

Seit 2008 im Journalismus tätig. Sie arbeitet derzeit als freie Journalistin (unter anderem für das *Wirtschaftsblatt*) in Bukarest.



Ida Labudović

Die Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte (Dr. Mag. phil.). Sie lebt seit 2007 in Wien, ist Mitarbeiterin von M-Media und schreibt für die Tageszeitung *Die Presse*.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.



Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte im letzten Jahr ihren ersten Gedichtband.



Helene Maimann

ist Historikerin, Autorin und Filmemacherin. Sie lebt in Wien und unterrichtet an der Universität für Musik und darstellende Kunst.



Florian Markl

hat in Wien Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie studiert und war Historiker beim Allgemeinen Entschädigungsfonds für Opfer des Nationalsozialismus. Er arbeitet an seiner Dissertation über den öffentlichen Diskurs über palästinensischen Terrorismus in Österreich.



David Rennert

geboren 1984, absolviert derzeit ein Masterstudium der Politikwissenschaft und arbeitet als Journalist in Wien.



Peter Rigaud

studierte Fotodesign am renommierten Lette-Verein in Berlin. Nach dem Studium arbeitete er lange Zeit in New York, Chicago und Cleveland. Seit 2006 lebt und arbeitet er in Berlin und Wien.



Gesine Stern

betreut das NU-Büro und hält sich normalerweise aus den redaktionellen Belangen heraus. Für die 50. Ausgabe hat sie eine Ausnahme gemacht und das „Best of“ geschrieben. Sie studiert Europäische Ethnologie im Master und ist Mutter einer Tochter.



Danielle Spera

Das NU-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u. a. Autorin des Buches *Hermann Nitsch – Leben und Arbeit*.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Barbara Tóth

ist promovierte Historikerin, Buchautorin und Redakteurin der Wiener Stadtzeitung *Falter*.



Anatol Vitouch

ist Schachmeister und Student des Faches „Buch und Dramaturgie“ an der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.



FOTO ©: PETER RIGAUD

Jesus hatte nur zwölf Jünger



FOTO ©: PETER RIGAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Ist es nicht beruhigend, dass wir jetzt wieder eine Vertretung von 24 ausgewählten Mandataren haben?

Javor: Was? Nur zwei Dutzend, wo wir doch immerhin mehr als 7.000 Mitglieder haben? Ich fühle mich total unterrepräsentiert.

Menasse: Also ich finde, das stimmt sehr gut im Verhältnis. Jesus hatte ein Dutzend Jünger und seine Arbeit war ja deutlich einfacher, als einen so großen Immobilienbesitz zu verwalten.

Javor: Lenin hatte anfänglich auch nur nebulös ein Dutzend Anhänger. Und er hat ja auch nichts zusammengebracht.

Menasse: Hochgerechnet auf die österreichische Bevölkerung ergibt sich beim gleichen Verhältnis ein Bedarf an 190.000 Abgeordneten zum Parlament. Jetzt verstehe ich, warum die Opposition einer Reduzierung der derzeitigen Zahl von 183 Mandataren nicht zugestimmt hat.

Javor: Da wäre bei Plenartagungen wenigstens das Happel-Stadion richtig voll.

Menasse: Wozu haben wir eigentlich gewählt, wenn Ossi Deutsch schon vorher mit den Bucharen seine Präsidentschaft abgestimmt hatte? Wir hätten ihm sofort gratuliert und uns die ganze unsägliche Wahlpost erspart.

Javor: Diesmal habe ich täglich zwei Papierkörbe voll gehabt, einen zu Hause und einen am Computer.

Menasse: Mit dem Papier haben sie aus der Einheits-Gemeinde eine Einheits-Gemeinde gemacht. Ich habe mir viel Holz für meinen Kamin erspart.

Javor: Bin ich froh, dass du mich daran erinnerst, dass das eine Einheits-Gemeinde ist. Einheitlich war nur die Einfalt der Argumente.

Menasse: Du bist zu streng. Manches war doch wirklich gut und in herrlichstem Deutsch formuliert.

Javor: Atid hat die wunderbare Idee geboren, im Wahlkampf einen Toten zu zitieren. Das war echt innovativ. Aber es war nicht konsequent genug. Man hätte daraus viel mehr machen können.

Menasse: Du meinst, so in der Art wie: „Schon Theodor Herzl hat gesagt: ‚Für einen Bund braucht es zumindest zwei. Einer ist nicht genug.‘“

Javor: Chaim Weizmann hat klar Stellung genommen, als ich ihn seinerzeit traf: „Mehr Respekt für das jüdische Leben – Chaj.“

Menasse: Und Ben Gurion warnte schon: „Wenn die Misrachi so weitermacht, wird sie noch ihr letztes Hemd verlieren.“ Aber vielleicht habe ich ihn auch nicht ganz richtig verstanden. Er sprach ja ein sehr undeutliches Iwrith.

Javor: Bruno Kreisky hat irgendeinmal was über ein Buch gesagt. Da bin ich ganz sicher.

Menasse: Also Erwin, das ist jetzt aber an den Buch-Haaren herbeigezogen.

Javor: Eine vorbildliche Veranstaltung war die Schlussdiskussion zur Wahl. So was von objektiv. Es wurde sogar ein Moderator geholt, dessen PR-Agentur Geschäfte mit Saudi-Arabien und Ägypten macht. Dort weiß man ja bekanntlich, wie Demokratie funktioniert.

Menasse: Es war wahrscheinlich keiner von unseren Leuten verfügbar, weil alle Mitglieder der Gemeinde selber auf einer Wahlliste standen. Oder jedenfalls mindestens ein Mitglied jeder Familie.

Javor: Ich habe jetzt gerade ein tolles Buch gelesen. Es heißt *Rede an uns*. Der Autor sprüht vor Intelligenz und Witz. Und weißt du was? Er heißt zufällig genau so wie du. Stell dir vor, wie der Arme leiden muss. Er wird für alles verantwortlich gemacht, was du an Dummheiten produzierst. Ich hätte ihm empfohlen, einen Künstlernamen anzunehmen.

Menasse: Erwin, willst du mich pflanzen? Das habe doch ich geschrieben.

Javor: Was, du hast dir einen Ghostwriter geleistet? Und mir zahlst du nicht einmal den kleinen Mokka.

Menasse: Wenn du mich besser behandeln würdest, hätte ich dich in meinem Buch sogar erwähnt. Weil manchmal braucht man zur Illustration besonders schlechte Beispiele.

Javor: Wenn du wirklich viel verkaufen hättest wollen, wäre es besser gewesen, mich als Autor zu nennen.

Menasse: Weißt du was, ich lade dich auf einen Kaffee ein und du versprichst mir, dass du nicht meine Witze im Buch als die deinen aus gibst.

Javor: Das ist einfach. Wer will schon schlechte Witze erzählen.

* *dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



P.b.b. • Verlagspostamt 1030 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.400 Stück
Nächste Ausgabe: März 2013

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Esteplatz 6/5, 1030 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 531 77-826
Fax: +43 (0)1 531 77-927
Mob.: +43 (0)676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Andrea Maria Dusl, Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Artdirector), Ida Labudović (Chefin vom Dienst), Helene Maimann, Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Vera Ribarich (Lektorat), Peter Rigaud (Fotos), Petra Stuibler, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Barbara Tóth.

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1, 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörfel

OFFENLEGUNG GEMÄß MEDIENGESETZ

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1030 Wien, Esteplatz 6/5
Obmann: Erwin Javor, Schriftführerin: Danielle Spera, Kassier: Sabine Bauer.

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es Dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn Du nicht darüber reden willst, lasse ich Dich in Ruhe.“)